BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36700236480012
<36700236480012
Bayer. Staatsbibliothek
F,FS,E

~~Philos N. 50~~

~~Ph. Ph. deutsche. p. 212.~~

~~D. O. g.~~

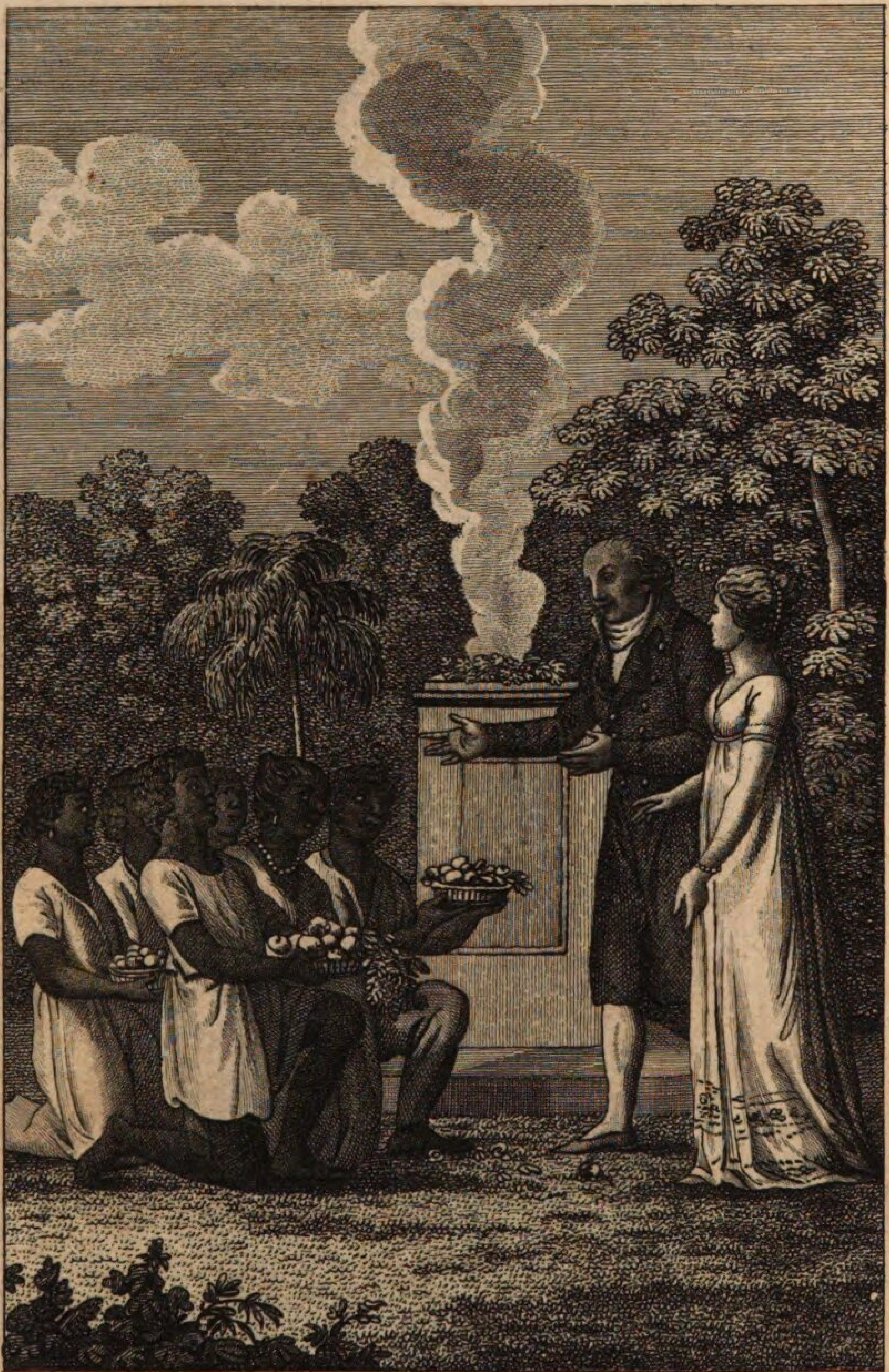
~~474~~

~~Glatz~~

Paed. Pr. Glatz
1236-2

~~Laed. 457d~~

R



Sc. Aus der Erzählung: Die Negerfamilie.

Theone

Ein Geschenk
Für gute Töchter.

Zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls.

von

Jakob Glatz.

Zweiter Band.

Ein Seitenstück

zur Iduna einem moralischen Unterhaltungsbuche für die Weibliche Jugend.

Sc. Aus Alfred von Willingen.

Frankfurt a. M. bei Fr. Wilmans. 1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Theone

Ein Geschenk für gute Töchter.

Von

Jacob Glatz.

Zweiter Theil.

Statt der Vorrede.

Es ist ein Gott! O, Mensch, der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht, und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.
Es ist ein Gott! Kometen rollen,
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,

In die Unendlichkeit hinaus;
Auf sie, die seinem Blick nicht näher schweben,
Als du ihm wandelst, gießt er Leben
Und Licht in vollen Strömen aus,
Gießt Trieb' und Kräfte, fort zu streben,
Beseelend in die Wüstenei,
In die Unendlichkeit der großen Weltenferne.
Doch warum fragen wir die Sterne:
Ob Gott ein Gott des Lebens sey?
Der Boden, wo du wandelst, schüttert
Von Lebenskraft; auf jeden Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dein Thal.

Welch Leben schwärmt und säuselt durch die Aue!
Welch Leben nährt das Moos, der Halm, das junge Laub!

Welch Leben schwimmt im Schooß' der
Wolk' und hier im Thaue!
Das Mückenheer am Teich — es ist
belebter Staub!
Horch hin! und nirgend ist so todt die
tiefste Stille,
Es wehet leis' ein Athemzug empor;
Und hoch aus dieser Fluth der großen
Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt, der Mensch
hervor;
Der Mensch ein Sohn des Staubs, und
über ihn erhaben!
Schau! wie zum Engel sich das zarte
Mädchen schmückt!
Ein junger Gott blüht auf im wilden
Knaben;
Es ist der Mensch, der auf zur Götter-
hoheit blickt.

Wir werden seyn, wir werden noch des
Schönen
Und Guten inniger und seliger uns
freun;
Und lyrischer wird unser Leben tönen,
Mit schönen Seelen im Verein.
Dann wird dem edlen, frommen Späher
Der heilige Verhüllte näher,
Und lichter, stiller wirds um seine Tu-
gend seyn.
Erheben wird sie sich auf freyerm Flügel
Hin durch das neue Reich der Zeit,
Und heller strahlen wird an ihrer Stirn
das Siegel
Der heiligen Unsterblichkeit!

Unsterblichkeit! Gedanke, der du
Leben
Und Licht und Daseyn strahlst, und
über Zweifel siegst,

Wie hoch kannst du den Menschen heben,
Wenn du den Menschen überfliegst!

Unsterblichkeit, dir bringe denn die Blume
Des Lebens ihren Purpur dar.
Du weihest am Naturaltar
Es ein zu einem Götterthume.

Wenn Graun der Nacht an meinem Pfade lauscht,
Dann leuchte du herab aus deines Lichtes Fülle.
Erhebe mich, wenn laut das Leben mich umrauscht,
Zur Ruhe deiner Geistesstille.

Geheim entlaubt die dunkle Hand den Wald;
Und Schweigen ruht um längstversunkne Trümmer;

Du trittst hervor in deinem leisen
Schimmer
Wie eine rettende Gestalt.

Du winkst, wenn mir die letzte Thrän'
entfließet,
Mich zur Vergötterung hinauf;
Ein Mensch, ein müder Pilger schließet,
Ein Gott beginnet seinen Lauf!

(Tiedge's Urania.)

I.

Die Negerfamilie.

Im Innern von Afrika lebte eine kleine Negerfamilie, die sich durch Arbeitsamkeit und natürliche Herzensgüte auszeichnete. Lismar hieß der Familienvater, Kaska sein Weib. Unbekannt mit der Europäischen Bildung, führten sie die einfachste Lebensart, aber ihre Sitten waren rein, und dem gefällig, der nicht den äußern Schein, sondern das Herz ansiehet, und darnach den Werth des Menschen bestimmt.

Limar und Kaska hatten zwei Kinder, welche das Glück ihres Lebens ausmachten. Jada hieß der Sohn, Vanilla die Tochter. Die braven Aeltern folgten bei der Erziehung ihrer Kinder blos den Gefühlen ihres Herzens, gewöhnten sie an gute Handlungen, und Sohn und Tochter glichen an redlicher Gesinnung ihren geliebten Erziehern.

Jada war um acht Jahre älter als seine Schwester Vanilla. Seine Liebe zu ihr machte ihn liebenswürdig. Für Vanilla hätte er sein Leben hingegeben. Als sie noch klein war, spielte er mit ihr, und suchte auf alle Art ihr die Tage der Kindheit angenehm zu machen. Späterhin lehrte er sie Matten flechten, unterwies sie in noch andern Arbeiten, und theilte

mit ihr jede Freude, die ihm das Leben gewährte.

Vanilla fühlte die Güte und Liebe des Bruders, und war ihm mit ganzer Seele zugethan. Kaska, sagte oft Limar, sieh' unsre Kinder an! wie gut sie einander sind! wie gern sie einander helfen! wie eins das andere an Gefälligkeit zu übertreffen sucht!

Guter Limar, erwiederte dann gewöhnlich das bescheidne Negerweib, weißt du auch, wem sie ähnlich sind?

Dir, liebe Kaska, dir! versetzte mehrmals der Vater. Mit der Muttermilch haben sie zugleich dein gutes Herz eingesogen; sie haben täglich, ja stündlich deine Mutterliebe, deinen Fleiß, deine Gefälligkeit gesehen, und sind gut geworden, so gut wie du, meine Kaska.

Sie haben die Redlichkeit ihres Vaters gesehen, sprach hierauf mit liebenswürdiger Bescheidenheit die gute Kaska, sie haben seine Vaterliebe, seine Thätigkeit, seine Güte wahrgenommen, und sind brav geworden wie du, mein Limar.

Möchten sie immer brav bleiben! war dann gewöhnlich der Wunsch, womit solche Gespräche beschlossen wurden. Oft kamen die Kinder dazu, und freuten sich über das Wohlgefallen, womit die Aeltern sie betrachteten. Vanilla brachte ihnen bisweilen Blumen, die sie im nahen Walde gepflückt hatte, und sang gewöhnlich, wenn sie dieselben überreichte, folgende, von dem Herzen ihr eingegebene Worte:

Blumen, schöne Blumen bring' ich Euch;
Eure Tochter bringt Euch schöne Blumen;
Mutter, Vater, nehmt die Blumen an,

Denn sie sind gepflückt von meinen Händen.
Doch bezahlen müßt Ihr mir die Blumen;
Müßt dafür mich lächeln an! —
So! — das hat mir wohl gethan.

Nicht künstlich, aber herzlich, eindringend war Vanillas Gesang, womit sie die Seele ihrer Aeltern oft erheiterte. Er kam von Herzen, und ging zu Herzen.

Das zehnte Jahr hatte Vanilla bereits zurückgelegt, als sie von ihrem Bruder, der nun zu einem kraftvollen Jüngling gereift war, eingeladen wurde, mit ihm in den Wald zu gehen, um dort eine Art Beeren zu pflücken, die von Kaska gerne gegessen wurden. Wir wollen der Mutter, sprach er, Freude machen! wir wollen ihr ihr Lieblingsessen holen!

Kinder! rief ihnen Limar zu, als sie sich entfernten, um in den Wald zu gehen, ir=

ret nicht zu weit in den Wäldern herum; denn keinen Augenblick sind wir vor einem Ueberfalle feindlicher Horden sicher! Jada, sieh' dich fleißig um, um meide die Gefahr.

Sey ohne Sorgen, Vater! rief Jada, mir geschieht nicht leicht was Uebels. Mit diesen Worten eilten er und Vanilla davon.

Zwei Stunden waren verflossen, und Vanilla war mit Jada noch nicht zurückgekehrt. Der Vater wollte ihnen entgegen gehen. In diesem Augenblicke stürzte Vanilla händeringend mit einem Klaggeschrei herbei. Er ist dahin! er ist verloren! sie haben ihn fortgeschleppt! rief Vanilla schluchzend, und stürzte vor ihrem Vater nieder.

Meine Tochter! meine Vanilla! sprach Limar mit gebrochener Stimme, was ist dir begegnet? wo ist Jada? wer ist verloren?

Ach, Jada ist verloren! der Bruder ist verloren! rief Vanilla klagend, und erschreckte durch diese Worte Vater und Mutter.

Kaska schlug die Hände zusammen; Limar stand sprachlos und wie an allen Theilen seines Körpers gelähmt da; Vanilla weinte und jammerte.

Aus der abgebrochnen Erzählung der Tochter verstanden die betrübten Aeltern folgendes: Jada wollte seiner Mutter diesmal viele Beeren mitbringen. Er ging tief in den Wald, wo er deren am meisten zu finden hoffte. Der Unglückliche verirrte sich zu weit. Sechs feindlichgesinnte Neger stürzten auf ihn, und wollten ihn binden. Er wehrte sich tapfer, und verwundete drei von ihnen gefährlich. Vanilla warf sich zwischen den Bruder und die Feinde. Sie rissen sie

von ihm los, banden den überwundnen Jada, und schleppten ihn davon.

Limar erholte sich bald von seinem Schrekken: Eiligst rief er mehrere von seinen Freunden zusammen, und eilte mit ihnen nach dem Walde, wo er die Räuber seines Sohnes einzuholen, und ihnen ihre Beute abzunehmen hoffte. Voll Betrübniß, und getheilt zwischen Hoffnung und Zweifel, wartete Kaska mit Vanilla auf seine Rückkehr.

Limar kehrte zurück, aber den Sohn brachte er nicht. Den ganzen Wald hatte er durchstrichen, keinen Winkel in der umliegenden Gegend undurchsucht gelassen, doch nirgends den geraubten Jada entdeckt. Kaska, sprach er, als er in seine Hütte trat, Limar kommt ohne den Sohn zurück, und die Mutter und Vanilla jammerten laut.

Auch Limars Schmerz war groß; er hatte Jada mit aller Sorgfalt aufgezogen, in ihm sich selbst erblickt, für ihn gearbeitet, gedacht, gesorgt, in ihm die Stütze seines Alters erwartet, und nun sah er sich auf einmal seines einzigen Sohnes und mit ihm der schönsten, süßesten Hoffnungen beraubt.

Doch tiefer noch fühlten Kaska und Vanilla ihren Verlust; denn inniger und zarter ist die Empfindung des weiblichen, besonders des mütterlichen Herzens. Es währte lange, bis ihre Augen sich trockneten. Um Jada stiegen jeden Tag die lautesten Seufzer aus der Mutter und Schwester Herz empor, um Jada rangen sie die Hände, um ihn flossen täglich die bittersten Thränen.

Monate waren vergangen, und noch bluteten die Herzen derer, die an Jada mit

Liebe hingen. Rührend war der melancholische Gesang, den Vanilla in mancher stillen Stunde, dem Andenken des Bruders gewidmet, anstimmte. Die Aeltern horchten ihm mit Grauen und Schmerz, die Einwohner des Negerdorfes, in welchem Limar lebte, mit tiefer Wehmuth, und den Zuhörern so wie der Sängerinn rollte dabei manche Thräne von den Wangen. In gereimte Strophen gefaßt, lautete Vanilla's Klaggesang also:

Einen Bruder hatt' ich, ach, er ist
verloren!
Böse Feinde rafften ihn dahin!
Jada! Bruder Jada! wärst du nie geboren!
Heitrer wäre dann Vanillas Sinn!

Jada! — Nein, du siehst nicht meine
Zähren,
Hörst nicht deiner Schwester Klageton!

Ach, die Räuber wollten mich nicht hören,
Schleppten, Jada, fühllos dich davon!

Jada! werd' ich dich nicht wieder finden? —
Soll Vanilla ewig dich nicht sehn?
Traurig, traurig werden ihre Tage schwinden:
Langsam wird das Leben ihr vergehn.

Einen Bruder hatt' ich, ach, er ist verloren!
Jada! Bruder Jada! wärst du nie geboren! —

Limar unterließ nicht, eifrig nach seinem Sohne zu forschen. Alle Mühe war vergebens. Nirgends entdeckte er eine Spur von ihm. Zehn Monden waren bereits verflossen, ohne daß man Nachricht von Jada's Schicksale erhielt. Um diese Zeit wurde es

in der Gegend, in welcher Limar wohnte, immer unruhiger. Die Mauren, an Herzensgüte tief unter den Negern, falsch und zum Hohne geneigt, streiften in großen Horden herum, verwüsteten die Felder der viel gutmüthigeren Neger, raubten Vieh und Menschen, und verkauften die letztern an andere Schwarze, oder, auf der Küste von Guinea, an die Weissen, die sie dann, gefesselt und in einen engen Schiffraum gesperrt, nach der, von manchem schweren Fluche der unterdrückten Menschheit belasteten neuen Welt verhandelten, wo sie, auf ewig von der geliebten Heimath geschieden, auf Zucker- und andern Plantagen unter den beschwerlichsten Arbeiten ihre Tage elendiglich hinleben mußten, bis ihr sehnlichster Wunsch erfüllt, und sie durch den Tod, ihrem Glauben gemäß, an einen andern Platz

versetzt wurden, wo es keine weissen Peiniger mehr für sie gab.

Limars und der Seinigen Schicksal sollte jetzt eine andere Wendung nehmen, ihre häusliche Ruhe dahin schwinden, und der Verlust ihres Sohnes nicht das einzige harte Unglück ihres Lebens seyn.

II.

Die Gefangenschaft.

Fortsetzung.

Die Mauren begingen an den Negern immer größere Grausamkeiten, und wurden von ihnen tief gehaßt. Alles zitterte vor den hartherzigen Feinden. Auch Limar und die Seinigen schwebten in großer Besorgniß; denn nicht weit von ihrem Wohnorte hatten bereits mehrere Haufen von Mauren manche Zerstörung angerichtet, manchen Neger gemordet, oder als Sklaven davon geführt.

Eines Tages verbreitete sich die Schrekkensnachricht, daß einige tausend Mauren im Anzuge wären, denen Tod und Verwüstung vorhergingen. Alles flüchtete sich. Auch Limar beschloß, mit Kaska und Vanilla seine Hütte zu verlassen, und in eine ruhigere Gegend zu fliehen. Rings umgeben von großen Waldungen, führte sie der Weg durch eine derselben, die zwar finster und schaurig, aber unter allen die sicherste war.

Einige Stunden lang waren Limar, Kaska und Vanilla mit noch mehrern Negerfamilien in diesem Walde fortgegangen, als sie sich plötzlich von einer Menge Mauren umgeben sahen. An eine Flucht war nicht zu denken; sich gegen die Feinde zu wehren, schien bedenklich und vergeblich; ihre Anzahl war zu groß, und ihr Zorn konnte durch Gegenwehr nur noch mehr entflammt und verderblicher gemacht werden.

Die Mauren fielen über die wehrlosen Neger her, mißhandelten sie, und erklärten sie für Gefangene. Vanilla klammerte sich an den Vater; die Barbaren rissen sie von ihm los, und gestatteten ihr nicht mehr, sich dem guten Limar zu nähern. Aber die liebenswürdige Wehmuth, mit der sie ihr Unglück beklagte, erweichte das Herz der Feinde so sehr, daß sie ihr mit Milde, ja mit einer Art von Freundlichkeit begegneten.

Dies Benehmen der Mauren flößte der gutmüthigen Vanilla die Hoffnung ein, daß man ihr und ihren Aeltern die Freiheit schenken, sie wenigstens nicht von einander trennen werde. Der Zustand der Sklaverei schien ihr schrecklich, aber wenn sie daran dachte, daß sie mit ihren lieben Aeltern das Unglück theilen sollte, so wurde ihr Herz merklich getröstet.

Vanilla that gegen die Mauren sehr freundlich und liebkoste ihren Anführer, der an dem einnehmenden Wesen des jungen, unschuldigen Mädchens großes Wohlgefallen zu finden schien. Vanilla glaubte, durch ihr einschmeichelndes Betragen die Mauren endlich dahin zu bewegen, daß sie ihr und ihren Aeltern die Freiheit schenkten. Sie irrte sich.

Zwei Tage waren die Mauren bereits mit den Gefangenen in den Wäldern herum gezogen, ohne ihr Benehmen gegen Limar und Kaska zu ändern. Beide wurden so wie die andern Gefangenen, nämlich lieblos und hart behandelt. Vanilla empfand darüber den tiefsten Schmerz, und bat herzlich, man möchte sie zu ihren Aeltern lassen, die sich unter einer andern Horde befanden. Ihre Bitten wurden nicht erhört.

In der dritten Nacht lagerten sich die Mauren auf einer Waldwiese, und zündeten mehrere Feuer an. Die Gefangenen mußten dieselben unterhalten; auch Vanilla war dabei geschäftig. Der Anführer der Horde ließ sie vor sich kommen, und sprach zu ihr: Kleine Vanilla, du hast uns schon mehrmals durch deinen Gesang ergötzt, wohlan! singe uns auch jetzt ein schönes Lied, dann sollst du von aller Arbeit befreit seyn.

Ich arbeite nicht ungern! versetzte Vanilla. Aber wenn ihr befehlt, daß ich singen soll, so will ichs thun. Ich singe auch gern.

Um Vanilla versammelte sich nun ein großer Theil der Horde, um ihr zuzuhören. Sie schlug das Auge nieder, und sang mit rührender Anmuth und Innigkeit:

Einen Bruder hatt' ich, ach, er ist verloren!
Gute Aeltern hatt' ich, ach, sie sind dahin!

O Vanilla, wärst du nie geboren!
Nicht seyn wäre jetzt für dich Gewinn!
Sagt, was ist an meinem armen Leben,
Wollet ihr mir die nicht wiedergeben,
Die stets Treu' und Lieb' an mir geübt,
Deren Loos mich jetzt betrübt?
Gebt mir, gebt mir meine Aeltern wieder!
Dankbar sing' ich euch dann schönre Lieder.

Thränen begleiteten Vanilla's rührenden Gesang, und die Mauren wurden bewegt. Vanilla, rief der Anführer, damit du uns noch schönre Lieder singest, will ich deine Aeltern zu dir holen lassen, und erlauben, daß ihr immer beisammen bleibet.

Vanilla rief freudig aus: O Dank! Dank für diese Wohlthat! sprang zu dem Anführer, und liebkoste ihn. Wie glücklich werde ich jetzt seyn, sprach sie, ihr gebt mir meine Aeltern, ihr gebt mir mein Leben wieder!

Die arme Vanilla! In demselben Augenblicke, als der Anführer Limar und Kaska holen lassen wollte, näherte sich mit großem Geschrei ein Haufe Mauren. Von ihnen vernahm man, daß eine beträchtliche Anzahl bewaffneter Neger in der Nähe sey, und die Mauren angreifen wolle.

Sogleich griff alles nach den Waffen. Der Morgen graute, und man erblickte die Neger. Sie zogen muthig herbei, und stießen bald auf die Mauren. Es entstand ein hitziger Kampf. Mehrere Pfeile sausten an Vanilla vorbei, die bei dieser grausen Scene zitterte. Mehr als um ihr eignes Leben war ihr um das Leben ihrer Aeltern bange. Sie wollte fliehen; man hinderte sie daran; sie rief: Vater! Mutter! hieher! hieher! hier ist eure Tochter! hier ist Vanilla! Aber ihr Rufen blieb fruchtlos.

Die Horde der Mauren, unter welcher sich Limar und Kaska befanden, schien von den Negern zurückgedrängt zu werden. Vanilla freute sich darüber inniglich. Sie erblickte Vater und Mutter; es schien ihr, als wären beide von einigen tapfern Negern befreit worden, und sie konnte sich nicht enthalten, ihre Freude darüber laut werden zu lassen. Dies machte auf die Feinde einen widrigen Eindruck. Einer von ihnen spannte den Bogen, und wollte sie erschießen. Er schoß ab; der Pfeil ging aber fehl. Ein anderer warf einen Spieß nach ihr, und verwundete sie in der Schulter. Sie sank zu Boden. Man hielt sie für tödtlich verwundet, schleppte sie unter einen Baum, und ließ sie liegen.

Der Kampf dauerte noch lange. Nach zwei Stunden indeß war die Gegend von den Negern und Mauren geräumt. Die

Besiegten wurden von ihren Siegern verfolgt, und auf dem Kampfplatze herrschte jetzt die tiefste Todesstille.

Vanilla lag einige Stunden lang ermattet unter dem Baume. Die Wunde, obgleich nicht gefährlich, schmerzte sie doch sehr. Als sie neue Kräfte geschöpft hatte, stand sie auf, verband sich mit Mühe die Wunde, und verließ den grausen Kampfplatz.

Das liebe Mädchen sah sich in Freiheit, aber es empfand keine Freude darüber. Verlassen von aller Welt, was konnte der guten Vanilla die Freiheit nützen? Getrennt von den Aeltern, schien ihr das Leben ohne Reiz. Aber die Hoffnung, diese tröstende Freundinn, welche über unser Daseyn ein heiteres Licht verbreitet, erhob bald auch Vanilla's Herz. Sie dachte daran, daß ihre Aeltern vielleicht auch frei wären, daß

sie mit ihnen zusammen kommen, und auf diese Art wieder glücklich werden könne.

Diese Gedanken gaben der hoffenden Vanilla neues Leben. Sie lief nach jener Gegend, wohin ihre Aeltern geflohen zu seyn schienen; sie rief ihnen zu, erhielt aber keine Antwort; endlich, nachdem sie fast den ganzen Tag in den Wäldern herumgelaufen war, sank sie ermattet an einem Gebüsche nieder, und verfiel in einen tiefen Schlaf, aus welchem sie durch ängstliche Träume oft aufgeschreckt wurde.

Ein neuer Tag erwachte und mit ihm Vanilla. Er sollte für sie ein Tag neuer Angst und Leiden seyn.

III.

A n d a l a.

F o r t s e t z u n g.

Vanilla war unschlüßig, welchen Weg sie einschlagen sollte, um wieder aus den düstern Wäldern zu kommen. Sie verirrte sich, und entfernte sich immer mehr von der Gegend, in welcher ihr Wohnort lag. Getrieben von Hunger, sammelte sie Beeren, und verzehrte sie mit dem größten Appetite. Die Mittagssonne schien brennend heiß, und Vanilla mußte sich in die Schatten der Bäume lagern, um Kühlung zu finden.

Ermattet vom Gehen und der Sonnenhitze, fiel sie in einen süßen Schlummer. Aber bald wurde sie aus demselben durch ein Geschrei auf die unangenehmste Weise aufgeschreckt.

Vanilla wachte auf, und blickte ängstlich um sich. Zu ihrer Bestürzung wurde sie einige Mauren gewahr, die, mit Bogen und Spießen bewaffnet, geradezu auf sie los kamen.

Vanilla wollte sich hinter Bäumen verbergen, aber die Mauren erblickten sie, sprangen ihr nach, und erhoben ein höhnendes Jubelgeschrei, als einer von ihnen sie auffing.

Das unglückliche Mädchen sah sich nun wieder seiner Freiheit und der schönen Hoffnungen beraubt, durch welche demselben die wiedererhaltene Freiheit lieb und werth geworden war. Vergebens sträubte es sich,

den Feinden zu folgen, sie schleppten es mit Gewalt fort.

Von nun an beginnt für Vanilla ein neues, mit vielen Trübsalen, aber auch mit manchen Freuden durchflochtenes Leben.

Die Mauren, in deren Hände Vanilla gefallen war, behandelten sie nicht mit der Milde und Freundlichkeit, mit welcher sich die vorigen Feinde gegen sie benommen hatten. Vanilla versuchte es auch bei ihnen, sich durch ein gefälliges, einnehmendes Wesen in Gunst zu setzen, und ihr Herz für sich zu gewinnen. Doch es gelang ihr nicht. Wo Rohheit der Gesinnung und Härte des Gefühls herrschen, bleibt ein edleres Benehmen ohne Wirkung, unbemerkt jene Zartheit der Empfindung, die nur den veredelten Menschen freundlich anspricht.

Das gute Mädchen fühlte sich sehr unglücklich. Nur traurige Bilder gaukelten

vor ihrer niedergeschlagenen Seele. Jada, den sie so innig liebte, Limar und Kaska, an welchen sie mit der herzlichsten Herzlichkeit hing, schwebten ihr fast immer vor, und der Gedanke, diese geliebten Menschen nie wieder zu sehen, erschütterte immer ihr Innerstes, so oft er sich ihrer Seele bemächtigte.

Wochenlang streiften die Mauren mit Vanilla herum. Oft erlag sie den Beschwerlichkeiten der starken Märsche, und sank ermattet zu Boden hin. Mit Härte wurde sie bisweilen genöthigt, aufzustehen, und mit ihren Räubern weiter zu gehen. Endlich erreichten diese die Gegend, in welcher sich die Ihrigen aufhielten. Jeder wollte die gefangene Negerinn behalten. Das Loos entschied; Vanilla fiel durch dasselbe dem rohesten von den Mauren, Namens Kutzi, zu.

Kutzi führte sie mit sich in seine elende Hütte, wo er von mehrern kleinen Kindern und einer Schwester, Andala, bewillkommt wurde. Vanilla, sprach er zu ihr, du bist meine Sclavinn, und mußt thun, was dir dein Herr befiehlt. Du wirst meine Kinder fleißig warten, auf dem Felde graben, uns Holz sammeln, Wasser holen, und Ruthenhiebe bekommen, wenn du nicht deine Schuldigkeit thust.

Die letzten Worte sprach der rohe Kutzi mit solcher Bitterkeit, daß Vanilla im Innersten erschrack, und die Thränen nicht zurückhalten konnte, die sich in ihr Auge drängten. Kutzi bemerkte es, gab ihr einen harten Schlag auf die Schulter, und rief zornig aus: Dumme Sclavinn, willst du, daß ich dich liebkose und müßig gehen lasse?

Kutzi's Schwester, Andala, verwies dem Bruder diese Härte, und mußte es sich deshalb gefallen lassen, von ihm mit Schlägen bedroht zu werden. Nach einer Stunde verließ er die Hütte, und ging aus, um seinen Bekannten von seinen gemachten Streifereien zu erzählen. Andala und Vanilla blieben mit den Kindern allein zu Hause.

Mein Bruder ist ein strenger Mann! sprach jetzt Andala in mitleidigem Tone zu Vanilla.

Wohl ist er das! sagte Vanilla; dafür scheinst du, Andala, desto gelinder und gütiger zu seyn.

Andala fand sich durch diese Bemerkung der Negerinn geschmeichelt, und war ihr von diesem Augenblicke an zugethan. Liebe Vanilla, sprach sie, was ich für dich thun kann, will ich gerne thun. Du bist ein so

liebes Mädchen — siehst so sanft, so gut aus.

Andala, versetzte Vanilla, du bist wohl unter den Weibern der Mauren die beste. Verlaß mich nicht in meiner Noth, sey mir Mutter, Andala, sey mir Mutter!

Kleine Schmeichlerinn! wie sprichst du so verständig! sagte Andala, und lächelte die junge Negerinn an. — Freundliche Worte gefallen auch dem guten Menschen, und der gutmüthigen Andala thaten die Reden Vanilla's daher sehr wohl.

Ach, Vanilla, sprach Kutzi's Schwester, ich hatte eine Tochter — ein so liebes, gutes Mädchen wie du. Sie hieß Schandi und war schon zehn Jahre alt. Ach — Vanilla! (Andala fing an zu weinen) wäre meine Schandi noch hier — du hättest deine Freude an meiner Tochter.

Vanilla fragte, ob Schandi nicht mehr lebe, und erhielt zur Antwort, daß sie vor einem Jahre sich in einem nahen Walde verlaufen habe, und vielleicht von einer feindlichen Horde geraubt worden sey. Ihr Vater (er hieß Lador), erzählte Andala, ein tapfrer, guter Mann, verließ mich, um die verlorne Tochter zu suchen. Er kam nicht wieder. Wahrscheinlich gerieth er in Gefangenschaft, denn damahls war diese Gegend unsicher; überall streiften Feinde herum. Seitdem lebe ich hier bei meinem Bruder.

Andala vergoß bei ihrer Erzählung viele Thränen. Vanilla weinte mit. Unglück verbindet am schnellsten und festesten die Herzen der Menschen. Andala und Vanilla hingen bald wie Mutter und Tochter aneinander. Vanilla erzählte auch ihre Geschichte, und Andala nahm den herzlichsten Antheil an

den Unfällen und Leiden der lieben Negerinn.

Liebe Vanilla, sprach Andala, wir sind beide unglücklich. Vielleicht werden wir einmahl wieder glücklich, vielleicht findest du noch einmahl deine Aeltern und den Bruder wieder. O wenn ich einst meine Schandi, meinen Lador wieder sähe — Vanilla, dann wär' ich glücklich, ich stürbe schier vor Freuden.

Andala setzte der hungrigen Vanilla ein Gericht Kuskus, bereitet aus türkischem Waizen, vor, flocht Matten, und sang dazu:

Eine Fremde ist hier itzt angekommen,
Eine liebe, gute Negerinn;
Eine Waise ist sie, Vater, Mutter,
Und ein Bruder sind für sie dahin.
Diese Fremde sey nun meine Tochter,
Meine Schandi sey sie mir.

Mutter, eine liebe, gute Mutter,
Und die beste Freundinn bin ich ihr.

Menschen, die ihr alle Noth, alles Elend von der Erde wegwünschet, o wie wenig kennet ihr das menschliche Herz! Die edelsten Gefühle werden nur durch Leiden geweckt, und sind die Zwillingsschwestern des innern Schmerzes. Die wichtigsten Stunden für eure Veredlung sind die Stunden des stillen Grams, der innigen Wehmuth, der Widerwärtigkeit. Nehmt auch eure Leiden willig von dem Himmel an, und blicket bei denselben dankbar nach dem, der euch nicht auf lauter Rosenpfaden, sondern auch oft auf Dornenwegen eurem Ziele näher führt! —

Manch' gute Empfindung wäre bei Vanilla unentwickelt geblieben, hätte sie immer in glücklichen Umständen gelebt. Die Noth, in welche sie gerieth, bildete ihr gutes Herz

mehr aus. Andala bewies sich ungemein gütig gegen sie, und Vanilla wurde ihr mit aller Liebe und Dankbarkeit zugethan. Beider Verhältniß war bald das schönste, vertraulichste Verhältniß. Kutzi merkte es mit Verdruß, statt sich darüber zu freuen. Seine Rohheit ließ ihn in Vanilla einzig und allein die Sclavinn, weniger das verständige, sanfte und gutherzige Mädchen erblikken. Er verwies es seiner Schwester, daß sie sich so nachsichtlich und freundlich gegen die gefangene Negerinn benähme, und sagte mehrmahls: Neger waren es, die deinen Lador und deine Schandi raubten, alles, was von ihnen stammt, sollte dir ewig verhaßt seyn.

Aber Andala war von edlerer Denkart. Sie sah in Vanilla nur das liebenswürdige weibliche Wesen, nicht die Negerinn, und fuhr fort, ihr die traurige Lage, in der

sich dieselbe befand, zu erleichtern, und das Leben so angenehm als möglich zu machen. Ach, sprach sie mehrmahls, meine Schandi ist vielleicht auch eine Gefangene; dann werde sie menschlich behandelt; sie finde eine Freundinn von mitleidigem Herzen, die ihr das sey, was ich der guten Vanilla bin!

Mit Eifer und Treue verrichtete Vanilla die Geschäfte, die ihr Kutzi auftrug; das geringste Versehen ahndete er mit Härte, und war mit ihr auch dann unzufrieden, wenn sie die befohlene Arbeit nach seiner Angabe vollendet hatte. Dies schmerzte das gute Mädchen sehr. Sie wäre in solchen Augenblicken gern an die Brust ihrer mütterlich gesinnten Freundinn Andala gefallen, und hätte bei ihr Trost und Entschädigung gesucht; allein die Gegenwart ihres hartherzigen Bruders verhinderte dieses gewöhnlich. Nur dann, wann er ausging, stürzte

sie mit Thränen in Andala's Arme, und klagte ihr das Unrecht, das sie von Kutzi leiden müsse. Was man in den Armen treuer Freundschaft findet, süßen Trost und Milderung des Schmerzes, fand Vanilla an Andala's Herzen. Die redliche Freundinn weinte mit ihr, tröstete sie so liebreich, und munterte sie so herzlich auf, daß Vanilla darüber bald das erlittene Unrecht vergaß.

Selig, selig, wer in trüben Stunden
Seinen Gram verweint an Freundes Herz!
An der trauten Brust ist bald verschwunden
Unsers Lebens Harm und Schmerz.
Selig der, in dessen Pilgerleben
Lieb' und treue Freundschaft Rosen weben!

Auch die Kinder des harten Kutzi gewannen Vanilla lieb, und diese befand sich nirgends wohler, als in dem Kreise dieser unschuldigen Kleinen. Sie spielte mit ih-

nen, half ihnen Blumen pflücken und Kränze binden, Beeren suchen und die Zeit vertreiben. Bei ihr waren sie daher lieber als bei irgend jemand andern. Ihr liefen sie zu, so oft sie sich näherte, ihr erzählten sie offen, was unter ihnen vorgefallen war, von ihr ließen sie am liebsten ihre Streitigkeiten schlichten, mit ihr weinten sie, wenn Vanilla von Kutzi hart behandelt, oder durch trübe Erinnerungen an die Ihrigen zu Thränen bewegt wurde. So lebte Vanilla ein ganzes Jahr. Mancherlei Leiden trafen sie in demselben, aber auch der Freuden genoß sie viele.

IV.

Die Trennung.

Fortsetzung.

Eines Tages war Vanilla in den Wald gegangen, um Holz und Beeren zu holen. Sie war allein in dem düstern, stillen Gehölze. Wehmüthige Gefühle ergriffen ihr Inneres, sie dachte an ihre Heimath, an Vater, Mutter und Bruder, und ihre Wangen netzten sich. Schon lange hatte sie sich nicht so traurig gefühlt als jetzt. Sie setzte sich unter einen Baum und weinte. Endlich goß der Gedanke, daß Andala ihr mit mütterlicher Liebe zugethan sey, und die

süße Hoffnung, daß sie einmahl doch noch zu den Ihrigen kommen könne, lindernden Trost in ihr zerrißnes Herz.

Vanilla kehrte nach der Hütte zurück. Die Kinder ihres Herrn kamen ihr entgegen. Aber verscheucht war von dem Gesichte derselben die Fröhlichkeit, mit der sie sonst ihrer lieben Vanilla entgegen gesprungen kamen. Jedes hatte einige Blumen in der Hand. Sie umringten Vanilla, und drängten sich stillschweigend und betrübt an sie.

Was ist Euch, lieben Kinder? fragte Vanilla; ihr kommt mir traurig und verlegen vor? Ist Euch ein Unglück begegnet? Sagt, was soll Euer verstörtes Wesen bedeuten?

Die Kinder fingen an zu weinen. Gebt ihr die Blumen, sprach das älteste Mädchen, Hilli, zu den Geschwistern, und jedes reichte ihr seine Blumen. Vanilla,

liebe, gute Vanilla, sagte Hilli, das sind vielleicht die letzten Blumen, die wir dir bringen.

Die letzten? fragte Vanilla etwas betroffen; warum das?

Ach, Vanilla, schluchzte die sanfte Hilli, du wirst nicht lange mehr bei uns seyn! O bliebst du doch immer bei uns! du bist uns so lieb — o Vanilla — alle, alle lieben wir dich! bliebst du doch immer bei uns!

Vanilla gerieth in Bestürzung. Es ahndete ihr das Schicksal, das ihr bevor stand, und sie erbebte. Sie wollte die Kinder ausfragen, was über sie beschlossen worden sey, aber Kutzi rief, und die Kinder, die den Vater fürchteten, liefen schnell nach der Hütte.

Auch Vanilla erreichte die Wohnung ihres Gebieters. Andala sah mit Betrübniß nach ihr, aber ihr Mund blieb geschlossen, denn

Kutzi war zugegen. Sclavinn! sprach dieser in hartem Tone, mache dich reisefertig. Du kannst hier länger nicht bleiben. Freue dich! schöne Gegenden sollst du sehen, und in dem Lande der Weissen wird es dir gar wohl gefallen.

Vanilla erschrack. Ach! rief sie aus, laß mich bei deinen Kindern, mein Herr, laß mich bei deiner Schwester Andala! Lege mir noch einmahl so viele Arbeiten auf als bisher, ich will sie alle treulich verrichten; nur verkaufe mich nicht an die Weissen! Das Land der Weissen, ach — es ist ein schreckliches, schreckliches Land!

Bruder! sagte Andala, was willst du mit Vanilla thun? Sey nicht hart, Bruder! sey nicht grausam. Laß sie bei uns. Deine Kinder lieben sie; ich liebe sie; Vanilla ist fleißig, freundlich und gut! laß sie,

o laß sie bei uns! thue es deinen Kindern, deiner Schwester zu lieb.

Laß sie bei uns, Vater! laß die liebe Vanilla bei uns! riefen die Kinder, und sahen mit thränendem Auge nach Kutzi, ob er sich durch Andala's und ihre Bitten werde erweichen lassen.

Doch Kutzi schüttelte den Kopf, und rief in drohendem Tone: Bittet nicht für die Sclavinn! Sie ist eine Negerinn. Neger waren es, von welchen Lador und Schandi geraubt wurden. Keine Gnade, keine Barmherzigkeit den Negern!

Die Bitten wurden wiederholt; Kutzi blieb unerbittlich. Vanilla sollte mit einem Haufen andrer Sclaven an die Küste gebracht, und dort an weisse Sclavenhändler verkauft werden, das war des harther-

zigen Kutzi Entschluß, von dem er schlechterdings nicht abweichen wollte.

Vanilla war vor Schmerz und Angst ausser sich. Sie hatte von der zartesten Kindheit an viel Furchtbares von dem Lande der Weissen gehört, und der Gedanke, daß sie dahin versetzt werden sollte, erschütterte ihr Innerstes. Wurde sie aus Afrika entfernt, so verlor sie auch alle Hoffnung, jemahls ihre Aeltern und ihren Bruder wieder zu sehen; und sich von Andala und den Kindern ihres Herrn zu trennen, mußte ihr, da sie an denselben mit der größten Liebe hing, sehr schmerzhaft seyn.

Doch Vanilla mußte dem Zuge ihres Schicksals folgen. Am folgenden Tage kam ein Haufe gefesselter Sclaven in Kutzi's Wohnorte an. Vanilla sollte mit ihnen an die Küste gebracht werden. Kutzi übergab sie den Aufsehern.

Herzzerreißend war Vanilla's Abschied von den Kindern und ihrer mütterlichen Freundinn Andala. Sie umklammerten sie weinend, und mußten von ihr losgerissen werden. Ihre Blicke folgten der geliebten Negerinn so lange nach, bis sie ihnen aus den Augen verschwand. Als die Kinder sie nicht mehr sahen, rangen sie die Hände, und riefen schluchzend: Ach, nun ist Vanilla fort! für immer fort! wir sehen sie nicht wieder! — Nichts war im Stande, die Kleinen zu trösten, sie weinten den ganzen Tag um ihre liebe, gute Vanilla.

Menschen! viel' sind der Leiden auf Erden, und unter diesen sind die der Trennung von geliebten Seelen die angreifendsten. Aber wohl dem, um welchen in der Stunde des Abschieds Thränen des Schmerzes fließen! Sie sind ihm Bürgen der

Liebe und eignen Werthes. Leserinn! gewinne für dich durch ein edles Herz andre edle Herzen, damit, wenn du von ihnen einmahl scheidest, ihre Thränen dir sagen, daß du gut und der Liebe Anderer würdig gewesen seyst.

V.

Der edle Capitain.

Fortsetzung.

Fast einen Monat lang dauerte die Reise nach den Küsten. Der Zug wurde oft durch mancherlei Hindernisse aufgehalten. Besonders litten die Sclaven sehr viel von der brennenden Hitze; mehrere von ihnen starben elendiglich dahin, und Vanilla sank zu verschiedenenmahlen ohnmächtig zu Boden.

Alle Sclaven waren gebunden, bis auf Vanilla, die man frei gehen ließ, da man von ihr nichts zu besorgen hatte. Des Nachts wurden sie zwei und zwei kreuzweise

an einander gefesselt, und strenge bewacht. Ihre Nahrung, die ihnen kärglich zugemessen wurde, bestand in aufgekochtem Reise und türkischem Waitzen. Blos als man sich der Küste näherte, gab man ihnen reichlicher zu essen, um ihnen ein besseres Ansehen zu verschaffen, und sie um so theurer zu verkaufen.

Man erreichte die Küste, und traf mehrere weisse Sclavenhändler auf derselben an, welche die gekauften Schwarzen hundert, oft tausendweise nach America verführten, wo dieselben dann zu den beschwerlichsten Arbeiten angehalten wurden. Der Transport von den gefangenen Schwarzen, unter welchen sich auch Vanilla befand, war bald verhandelt. Die Unglücklichen jammerten kläglich, daß sie nun aus ihrem Vaterlande fortgeschleppt werden sollten. Die meisten von ihnen hinterließen Weiber und Kinder, Män

ner, Vater, Mutter und Geschwister. Aber von ihren weissen Käufern fühlte es keiner, wie unglücklich diese armen Geschöpfe gemacht wurden, und wie durch den schändlichen Menschenhandel die heiligsten Bande des Lebens gewaltsam zerrissen, und die Würde der Menschheit mit Füßen getreten werde.

Die gekauften Sclaven wurden in Schiffe gepackt, und gewährten einen traurigen Anblick. Sie waren, wie das gewöhnlich ist, so enge an einander gedrängt, daß sie sich kaum regen konnten. Ueberdem wurde jeder auf das festeste angefesselt. Als die Schiffe von der Küste abstießen, und das Land ihrer Väter den Unglücklichen aus den Augen schwand, erhoben mehrere ein Klaggeschrei, andere sahen mit wüthenden Geberden nach ihren Unterdrückern, noch andere blickten starr und fast gefühllos vor sich

hin. Vanilla, das sanfte, gute Geschöpf, versank in tiefe Schwermuth; Thränen erleichterten ihr die schwere Last, die auf ihrer Seele lag, und die Hoffnung, daß sie das Land der Weissen nicht erreichen, sondern auf dem Meere sterben werde, hauchte ihr neues Leben ein.

Die Zeit, welche den Menschen auch an die schrecklichsten Leiden gewöhnt, wirkte auch auf Vanilla mit ihrer heilsamen Kraft. Nach und nach milderten sich ihre Schmerzen, sie fing an gesprächig zu werden, und zu singen. Der Capitain des Schiffs, ein alter, wackrer Mann, gewann sie sehr lieb, und verwendete sich für sie, daß sie besser behandelt wurde als ihre Unglücksgefährten. Man fesselte sie von nun an nicht mehr, sie erhielt besseres Essen, und, was noch wichtiger war, die Erlaubniß, auf dem Schiffe frei herum zu gehen, und reine

Luft zu athmen, woran es den übrigen Sclaven sehr gebrach. Viele von ihnen wurden aus Mangel an Bewegung und frischer Luft krank, verfielen in heftige Fieber, und starben dahin.

Der Capitain unterhielt sich oft mit Vanilla, und erzählte ihr vieles von Amerika, wohin das Schiff segelte. Sie sagte ihm offen, daß sie die Weissen für schreckliche Menschen, und ihr Land für ein trauriges Land halte, und sich daher sehr fürchte, unter solche Menschen und in ein solches Land zu kommen. Der Capitain suchte ihr bessere Begriffe beizubringen. Es ist wahr, liebe Vanilla, sprach er, daß die Schwarzen von den Weissen zu beschwerlichen Arbeiten angehalten und oft gemißhandelt werden; aber es gibt auch viele Weisse, die ihre Sclaven menschlich behandeln und ihnen nichts auflegen, was ihre Kräfte über-

steigt. Auch werden die Schwarzen bei uns in der besten Religion, die es gibt, in der Religion Jesu, unterrichtet.

Das verstehe ich nicht, versetzte Vanilla. Davon habe ich nie etwas gehört. Was soll das heißen: Religion Jesu?

Der Capitain erklärte ihr, so gut es seine Kenntniß der Negersprache zuließ, was unter Religion verstanden werde. Vanilla hörte aufmerksam zu. Alles, was der Capitain sagte, war ihr völlig neu; sie ahndete aber, wie wichtig und wohlthätig für das Herz dasjenige sey, was er Religion nannte. Vanilla bemerkte dabei in ihrem Innern Regungen, die sie noch nie gefühlt hatte, es waren die heiligen Regungen des religiösen Sinnes, der in jedem Menschen liegt, oft aber ungeweckt bleibt oder eine falsche Richtung nimmt und in Aberglauben ausartet.

Jedes Herz, das durch reine Freuden geschwellt, oder durch innre Leiden erschüttert worden ist, besitzt die Empfänglichkeit für das Höhere, Heilige im Menschen, das sich durch den Glauben an eine Vorsehung und eine Fortdauer unsers Geistes kund thut. Auch bei Vanilla war dies der Fall. Sie hatte mit inniger Liebe an Vater, Mutter und Bruder gehangen, und in dem Kreise derselben die schönsten Freuden genossen; getrennt von ihnen und verfolgt von manchem Leiden, war ihr Innres oft erschüttert, ihr Herz oft mit tiefer Schwermuth erfüllt worden, und leise regte sich schon damahls bei ihr das religiöse Gefühl. Jetzt erwachte es in seiner ganzen Stärke, und die Aeusserung des Capitains, daß es einen Gott gebe, der mit Vaterliebe und unbegrenzter Weisheit die Welt regiere, und die Schicksale der Menschen lenke, erfüllte Vanilla's

Herz mit einer Freudigkeit, wie sie nur der kennt, der in Glück und Unglück mit Dank und Vertrauen auf den sieht, der, unsichtbar dem Auge, sich sichtbar genug dem edlen, frommen Herzen offenbart, der ewig war, und ist, und ewig seyn wird.

Der Capitain hatte seine Freude an dem gleichsam verklärten Wesen Vanilla's. Sie fragte ihn, ob die Weissen alle das Glück genössen, den Schöpfer der Welt und Urheber des Guten zu kennen? und als er ihr erzählte, daß für die Verbreitung dieser Kenntniß in Kirchen und Schulen gesorgt werde, rief sie aus: Wie glücklich sind die Weissen! so glücklich sind die Neger nicht!

Auf ihre Frage: warum die Weissen Gefallen daran fänden, andere Menschen als Sclaven zu behandeln, da sie doch eine so schöne, vortrefliche Religion hätten? wußte

der redliche Capitain nur mit einem Achselzucken zu antworten.

Vanilla verlangte zu wissen, wer die Weissen zuerst in ihrer Religion unterrichtet habe, und der Capitain erzählte ihr Folgendes: Vor vielen hundert Jahren, liebe Vanilla, lebte ein Mann von göttlicher Tugend. Er sah, daß die Menschen, die ihn umgaben, theils unwissend, theils böse waren, und machte es nun zu seinem Hauptgeschäfte, sie zu belehren und zu bessern. Er zog herum, und that wohl, wo er Gelegenheit dazu fand. Ihm verdanken wir die kraftvolle Belehrung von Gott; ihm die Hoffnung eines besseren Lebens.

Vanilla rief aus: Den möcht' ich gekannt haben! War es ein Weisser?

Der Capitain lächelte. Du scheinst, sprach er, zu glauben, daß unter den Weissen nichts Gutes und Großes emporkommen

könne. Jener Mann von göttlicher Tugend war allerdings ein Weisser, sein Name — Jesus.

Vanilla sah ernsthaft den Capitain an. Ach, sprach sie, unter den Weissen mag es wohl manchen lieben, guten Mann geben, aber sie reissen uns aus dem Vaterlande, schleppen uns in die Sclaverei, mißhandeln uns, und denken wohl selten daran, daß der göttliche Jesus auch ein Weisser war. O wären sie ihm gleich — sie ließen uns arme Schwarze ungestört, und trieben keinen Handel mit uns.

Der Capitain fühlte die Wahrheit dieser Bemerkungen, und war selbst zu rechtschaffen, als daß er sie zu widerlegen oder zu mildern versucht hätte. Vanilla hing bald mit vollem Vertrauen an ihm, und liebte ihn wie ihren Vater. Ihre Anhänglichkeit freute den Capitain; er that alles für die

Erleichterung ihres Schicksals, und nahm sich vor, auch in Amerika für ihr Bestes zu sorgen. Fürchte dich nicht vor den Weissen, sprach er zu Vanilla, es gibt viele Gute unter ihnen. Alles werde ich thun, dich zu guten Menschen zu bringen. Wär' ich nicht immer zur See, du müßtest bei mir bleiben, und meine Tochter seyn. Aber ich kenne eine liebenswürdige, edle Engländerinn, die die Sclaven ihres sehr reichen Vaters mit aller Güte behandelt; Vanilla, kämst du zu dieser Weissen, dann ging' es dir wohl.

Vanilla bat den Capitain, dafür zu sorgen, daß sie dieser Engländerinn zu Theil werde. Er versprachs.

VI.

F a n n y.

Fortsetzung.

Die Küsten von Amerika wurden endlich erreicht, die Schwarzen verkauft. Was der ehrliche Capitain versprochen hatte, hielt er als Mann von Wort. Er bezahlte für Vanilla eine ansehnliche Summe, und wurde auf diese Weise ihr Gebieter. Wie gerne wäre die gutherzige Negerinn für immer bei ihm geblieben! Mit Freuden hätte der Capitain sie behalten, und Vaterstelle an ihr vertreten, so sehr hatte sie sich in sein Herz durch ihr freundliches, sanftes, holdes

Wesen eingeschmeichelt. Allein da er, wie schon bemerkt worden, beständig zur See war, so konnte, was er und Vanilla so sehr wünschte, nicht geschehen.

Der Capitain wollte indeß alles für Vanilla thun, was in seinen Kräften stand. Nach einigen Tagen reiste er nach einer Zuckerplantage, die dem Engländer Henry Morres, einem der reichsten Plantagenbesitzer jener Gegenden, gehörte, und von seiner Tochter Lady Fanny dirigirt wurde.

Fanny, in London geboren, war von ihrem Vater mit aller Sorgfalt erzogen, und besonders ihr Herz fürs Gute und Edle gebildet worden. Von Natur sanft, hing sie mit der größten Vorliebe an der Religion der Liebe, welche Sanftmuth predigt. Sie hatte schon in ihrer frühen Jugend vieles von der übeln Behandlung gehört, welche die Schwarzen in Amerika erfahren,

und ihren Vater oft gebeten, sie, wenn sie einmahl groß wäre, mit nach der neuen Welt zu nehmen, wo sie den Zustand der armen Sclaven mildern wollte. Jetzt befand sie sich wirklich in Amerika, und erwarb sich durch ihre Menschenfreundlichkeit die Anhänglichkeit aller Sclaven, die unter ihren Befehlen standen. Alles, was in ihrem Vermögen stand, trug sie zur Erleichterung ihres Schicksals bei.

Sir Henry Morres, Fannys Vater, besaß acht Plantagen in verschiedenen Gegenden, die er von Zeit zu Zeit bereiste. Seine Tochter sah ihn oft Monate lang nicht. Auch jetzt, da der Capitain mit Vanilla ihr einen Besuch abstattete, war sie allein, und erwartete ihren Vater erst nach einem Vierteljahre.

Der Capitain fand sie in kränklichem Zustande. Schon mehrere Tage lang durfte

sie das Bett nicht verlassen. Er bat um Erlaubniß, ihr eine junge talentvolle und liebenswürdige Negerinn vorstellen zu dürfen.

Vanilla wurde vorgeführt, und von Fanny mit natürlicher Güte aufgenommen. Das freundliche, holde Wesen der Afrikanerinn gefiel der Lady sehr. Da diese etwas von der Negersprache verstand, so knüpfte sie ein Gespräch mit der Negerinn an, und freute sich nicht wenig über die verständigen Reden derselben.

Als Fanny erfuhr, daß Vanilla gern und gut singe, forderte sie dieselbe auf, sich hören zu lassen.

Mit bescheidner Schüchternheit sang Vanilla:

Gefürchtet hab' ich euch, ihr Weissen!
Ihr schleppt uns fort in euer Land.
Jetzt ist mir wohl, weil ich zum Glücke

Zwei liebe, gute Weisse fand.
Ach, wären Brüder nur und Aeltern da,
Gern lebt' ich in Amerika!

Vanilla mußte der menschenfreundlichen Fanny vieles aus ihrer Lebensgeschichte erzählen. Die Lady hörte mit großer Theilnahme zu. Mit Thränen gedachte die gutmüthige Negerinn ihres Bruders Jada, und ihrer Aeltern, Limar und Kaska. Fanny reichte ihr freundlich die Hand, und sagte: Vanilla, du bist eine gute Tochter und Schwester; du bleibst bei mir; du verdienst, daß es dir wohlgehe.

Vanilla war hoch erfreut. Sie fiel vor dem Bette ihrer Gebieterinn nieder, und weinte Freudenthränen.

Der Capitain blieb nicht ungerührt. Lady, sagte er, dadurch, daß Sie Vanilla annehmen, und sie freundlich behandeln wol-

len, erweisen Sie mir einen Freundschaftsdienst, den ich Ihnen nie vergessen werde. Das gutmüthige Geschöpf ist mir wie an mein Herz gebunden. Nirgends kann ich es besser wissen als in Ihren Händen, Lady! Ich empfehle Ihnen Vanilla aufs dringendste.

Fanny, die den Capitain als einen wakkern, edlen Mann sehr schätzte, fühlte sich schon durch diese seine Empfehlung verpflichtet, der Negerinn mehr eine Mutter und Freundinn als eine Gebieterinn zu seyn. Doch auch ihr gefühlvolles, trefliches Herz forderte sie dazu auf. Ueberdem wußte Vanilla durch ihr bescheidnes, holdes Wesen für sich einzunehmen. Alles vereinigte sich, ihr bei Fanny ein angenehmes Leben zu sichern.

Die edle Engelländerinn kränkelte noch mehrere Wochen, und war dabei bisweilen so sehr verstimmt, daß sie fast niemanden

um sich leiden mochte. Blos Vanilla war ihr zu jeder Stunde willkommen. Sie unterhielt sich mit ihr gerne und immer angenehm, ließ sich viel von Afrika, von Jada, Limar und Kaska erzählen, und nahm sichtbaren Antheil an allen Schicksalen der lieben Negerinn.

Vanilla fühlte sich mächtig zu Fanny hingezogen. Wenn alle Weissen so wären, wie diese, dachte sie bei sich, so wären die Weissen viel besser als die Schwarzen, so wär' es eine Lust, unter den Weissen zu leben. O, rief sie mehrmahls aus, wenn nur noch mein Bruder und meine Aeltern hier wären! dann wär' ich glücklich! Dann möcht' ich nur lachen und mich freuen, nie weinen und mich betrüben!

Diesen Wunsch ließ sie oft gegen Fanny laut werden, und diese sagte dann gewöhnlich: Liebe Vanilla, könnt' ich dir deinen

Bruder und deine Aeltern verschaffen, wie gerne thät' ich es. Es müssen sehr gute Menschen seyn, da sie von Vanilla so sehr geliebt werden.

Vanilla erzählte dann, wie viel Lebensfreuden sie dem guten Jada, ihrem Vater und der Mutter verdanke, wie liebreich sie von ihnen gepflegt, und zum Guten angehalten worden sey, und wie sie dieselben nie, nie werde vergessen können. Auch die Güte Andala's, der Maurinn, rühmte sie oft, und erzählte von den Schicksalen derselben, daß sie nämlich durch Räuber ihre Tochter Schandi, und Lador, ihren Mann, verloren habe.

Fanny hörte mit erhöhter Aufmerksamkeit zu. Schandi, nennst du die Tochter der guten Andala? sprach sie. Mir ists, als hätte ich diesen Namen jemahls gehört. O freilich! freilich! so hieß ja meine liebe Bet-

ty, als ich sie kaufte. Vanilla, du wirst bald eine Landsmännin von dir kennen lernen, die so sanft und so gut ist wie du. Ich habe ihr den Namen Betty gegeben. Vielleicht ist dies Schandi.

O wenn sie es wäre! rief Vanilla, wenn sie es wäre! Wo ist sie zu finden, damit ich sie spreche?

Sie ist jetzt nicht hier! sprach Fanny, sonst hätte ich dich gleich mit ihr bekannt gemacht. Als ich sie kaufte, meine Betty, war sie voll Traurigkeit. Sie weinte und jammerte in einem fort. Nur mit Mühe konnte ich ihr betrübtes Herz trösten. Viel erzählte sie mir von ihrem Vater, ihrer Mutter, und weinte beständig dabei. Es gelang mir endlich, sie zu beruhigen. Sie wurde mir bald recht lieb, denn sie ist ein sanftes, gutmüthiges Geschöpf. Jetzt hängt sie mit Liebe an mir, und es gefällt ihr in

Amerika nicht übel. Sie hat etwas Englisch gelernt, und ist eine Christinn geworden, bei welcher Gelegenheit sie den Namen Betty erhielt.

O daß sie Andala's Tochter, daß sie Schandi wäre! rief Vanilla. Wann kann ich mit ihr sprechen? wann kommt sie wieder?

Sie kann jeden Tag ankommen, versetzte Fanny. Höre mich nur, was mit ihr vorgefallen ist. Vor einiger Zeit kommt von der Plantage eines Holländers ein Sclave hieher. Betty sieht ihn, und erkennt in ihm einen Anverwandten. Dieser erzählt ihr, daß auf der Plantage, von der er komme, ihr Vater als Sclave arbeite. Denke dir Bettys Bestürzung. Nein! rief sie, als die Neger mich fortschleppten, war mein Vater zu Hause. Wie könnte er in dieses Land gekommen seyn? Doch der Maure

schwur ihr, daß er wahr rede, und Betty war außer sich vor Ueberraschung und Freude. Sie kam zu mir gesprungen, und erzählte mir das Gehörte. Ich schickte sie noch an demselben Tage in Begleitung zweier Sclaven nach jener Plantage, wo ihr Vater seyn soll, und bin begierig, zu vernehmen, ob sie nicht getäuscht worden sey.

O das ist Schandi! rief Vanilla, das ist Schandi! Allerdings ist auch ihr Vater in Sclaverei gerathen. Er suchte seine geraubte Tochter in der Gegend seines Wohnortes, und gerieth dabei selbst in Gefangenschaft. Nie kehrte er wieder, und die gute Andala beweinte nicht nur Schandi's, sondern auch Ladors, ihres Mannes, Verlust.

Fanny freute sich, als sie dies hörte. Mit Verlangen sahen beide der Ankunft Bettys entgegen. Vanilla wünschte nun nichts sehn-

licher, als daß sie in ihr Andala's Tochter fände.

Fanny war bald ganz gesund; Vanilla wurde ihr mit jeder Stunde lieber, und sah bald in ihr die mütterlichste Freundinn.

Wohl allen denen, die in fernen Landen und in drückenden Umständen menschenfreundliche Seelen finden, die der liebreichen edlen Fanny gleichen.

VII.

Die Freuden des Wiedersehens.

Fortsetzung.

Vanilla lief oft aus der Wohnung ihrer liebenswürdigen Gebieterinn, und sah sich um, ob nicht Betty käme. Mehrere Tage vergingen, und die sehnlichst Erwartete kam nicht. Eines Morgens befand sich die Negerinn bei Fanny, und sang ihr einige kunstlose Lieder. Da stürzte Betty in das Zimmer, fiel vor ihrer Gebieterinn nieder, und rief, unterbrochen von Freudenthränen: Ich hab' ihn wieder! ich habe meinen Vater wieder! Der Maure hat mich nicht ge-

täuscht! mein Vater ist in Amerika! ich hab' ihn gefunden!

Fanny war über diese Nachricht sehr erfreut. Ich wünsche dir Glück, Betty, sprach sie freundlich. Warum hast du den Vater nicht mitgebracht?

O das hab' ich! das hab' ich! rief Betty. Er steht vor dem Hause. Darf er vor meine Gebieterinn treten?

Lose Betty! versetzte die Lady, warum läßt die Tochter den Vater draußen stehen? Schnell zu ihm und ihn hereingeführt!

Betty sprang hinaus, und trat nach einigen Augenblicken mit ihrem Vater ins Zimmer.

Hier ist er, meine Gebieterinn. Hier ist mein lieber, guter Vater! sprach Betty, und der Maure näherte sich ehrfurchtsvoll der Lady, und sank vor ihr auf seine Kniee.

Fanny hieß ihn aufstehen. Der Vater meiner lieben Betty soll nicht vor mir knieen, sprach sie, und der Maure stand auf. Freude und Dankbarkeit waren deutlich in seinem Angesichte zu lesen.

Fanny ließ ihn und seine Tochter sogleich aufs beste bewirthen, und sich von dieser erzählen, wie es ihr auf der Reise gegangen, und wie ihr zu Muthe gewesen sey, als sie ihren Vater wieder gesehen habe.

Bis jetzt war Vanilla eine stumme Zeuginn der Freude und Dankbarkeit Bettys und ihres Vaters gewesen. Als Bettys frohe Aufwallungen sich wieder gelegt hatten, trat sie zu ihr, faßte ihre Hand, und fragte: Liebe Landsmännin, ist dein eigentlicher Name nicht Schandi? und heißt dein Vater nicht Lador, deine Mutter Andala?

Betty erstaunte freudig, als sie diese Namen hörte. Negerinn! rief sie, wie

kennst du diese Namen? Bist du vielleicht aus unserer Gegend? O ja, du hast Recht! Ich hieß sonst Schandi, und meine Aeltern führen die Namen, die du genannt hast! Ach, meinen Vater, meinen guten, ehrlichen Vater hab' ich wieder gefunden; aber — meine Mutter! o die finde ich nie wieder! —

Nun erzählte Vanilla, daß sie Andala kenne und sie kindlich liebe. Betty wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Auch Lador war froh bewegt. Vanilla erzählte nun, so viel sie von Andala wußte, und verschwieg es nicht, daß dieselbe noch immer um Mann und Tochter traure. Lador und Betty vergossen Thränen.

O Gebieterinn! rief Schandi, meine Mutter leidet — wie könnte ich, wie könnte mein Vater in Amerika glücklich seyn! Viel Gutes erzeigt mir meine Gebieterinn; ich werde es

immer mit Dank erkennen; aber vergessen kann ich meine Mutter nicht! o sie ist eine so liebe, gute Mutter!

Betty! versetzte die menschenfreundliche Engelländerinn, ich sollte fast böse auf dich werden. Lieb' ich dich nicht, wie eine Mutter? und doch sehnt sich Betty von mir weg. Doch sie ist ein gutes Kind; einer Tochter vergibt man solche Wünsche.

Lador sah ernsthaft und ängstlich seine Tochter an; er glaubte, daß Fanny ihre Reden übel empfinden, und ihr die bisher erwiesene Liebe entziehen werde. Aber die Lady, welche seine Besorgniß errieth, sprach ihm Muth ein, und bemerkte, daß sie seine Tochter viel zu sehr liebe, als daß sie ihr jene Aeußerungen übel nehmen könnte, da sie ohne dies aus einem kindlich dankbaren Herzen geflossen wären.

Habe nur Geduld, sprach die Lady zu Betty, vielleicht will es der, der über den Sternen wohnt, daß du zu deiner Mutter kommst. Ich werde dir nicht entgegen seyn, sondern das Meinige dazu beitragen, daß deine Sehnsucht befriedigt werde.

Betty dankte ihrer Gebieterinn für diese Verheißung mit Thränen. O, sprach sie, sollte ich einmahl wieder zu meiner lieben Mutter kommen, so werde ich ihr täglich von der Güte erzählen, die mir meine Gebieterinn erwiesen hat, und auch Andala wird ihr dafür von Herzen danken.

Fanny erkundigte sich jetzt, wo Bettys Begleiter wären?

Der alte Dawes, antwortete Betty, ist vor dem Hause, und wartet auf die Befehle seiner Gebieterinn; der junge John aber ist schon gestern Vormittag liegen geblieben. Er rieb sich die Füße wund, und

konnte nicht weiter. Er läßt sich entschuldigen. Sobald er wieder gehen kann, will er hieher eilen. Der brave John hat uns die besten Dienste geleistet. Wir sind ihm vielen Dank schuldig.

John ist brav! versetzte Fanny, darum hab' ich ihn dir zu deiner Begleitung mitgegeben. Wären alle Sclaven so wie er, so hätte man seine Freude an ihnen.

Betty erzählte nun so viel Gutes und Schönes von John, daß Vanilla sehr begierig wurde, ihn zu sehen, besonders da sie hörte, er sey ein Neger.

Der alte Dawes mußte vor der Gebieterinn erscheinen. Sie empfing ihn mit vieler Milde. Er erzählte, was ihm auf der Reise begegnet sey, und wie er den Herrn des Lador gleich bereitwillig gefunden habe, diesen mit Betty mitgehen zu lassen. Zwei Wochen lang, sprach er, kann Lador

bei seiner Tochter weilen, dann muß er zur Arbeit zurückkehren.

O mein Vater! rief Betty, nur zwei Wochen lang soll er bei mir seyn! wie werde ich von nun an ohne ihn leben können!

Sey getrosten Muthes, sprach Fanny, dein Vater soll dir nicht entrissen werden. Sein Herr ist ein Freund zu meinem Vater und ein billigdenkender Mann. Er wird mir wohl deinen Vater für Geld oder einen andern Sclaven überlassen. Sobald John zurückkommt, und sich von den Beschwerden der Reise wieder erholt hat, schicke ich ihn zu Ladors Gebieter, und lasse ihn den Handel abschließen.

Betty küßte die Hand ihrer Gebieterinn, und benetzte sie mit Thränen der Freude und des Danks.

Den Tag darauf sprach Fanny zu Betty: Vanilla hat noch wenig von der Plantage

gesehen. In dem Wäldchen ist sie auch noch nie gewesen. Gehe mit ihr aus, und zeige ihr, was unsre Gegend Schönes hat.

Betty nahm Vanilla in den Arm, und ging mit ihr nach dem Wäldchen, das in einer romantischen Gegend lag. Beide wurden bald vertraut, und erzählten einander ihre Lebensgeschichte. Da sie sich an so manchen traurigen Vorfall dabei erinnerten, so flossen viele Thränen des Schmerzes und der Wehmuth.

O Schandi! sprach Vanilla, du hast doch deinen Vater wieder gefunden, und es ist Hoffnung da, daß du auch die Mutter wieder siehst. Aber ich — o liebe, gute Schandi! Vater, Mutter, Bruder — alles — alles hin! ich habe niemanden mehr.

Vanilla weinte bitterlich. Betty tröstete sie. An einem Bache, der mit hohen Bäumen umwachsen war, setzten sie sich nieder.

Vanilla's Schmerz löste sich in stille Wehmuth auf, und sie sang in rührendem Tone:

Einen Bruder hatt' ich, ach, er ist verloren!
Böse Feinde rafften ihn dahin!
Jada! Bruder Jada! wärst du nie geboren!
Heitrer wäre dann Vanilla's Sinn!

Jada! — Nein, du siehst nicht meine Zähren,
Hörst nicht deiner Schwester Klageton!
Ach, die Räuber wollten mich nicht hören,
Schleppten, Jada, fühllos dich davon!

Jada! werd' ich dich nicht wiederfinden?
Soll Vanilla ewig dich nicht sehn? —
Traurig — —

„Betty!" erscholl in diesem Augenblick eine männliche Stimme, und erschreckte die beiden Mädchen, die in ihre Gefühle so tief versunken waren, daß sie es nicht bemerkten, wie ein junger Schwarzer sich ihnen näherte und Vanilla's Gesange horchte.

Ha! rief Betty, als sie aufblickte, da ist unser guter, braver John!

Vanilla wurde von einer freudigen Bestürzung ergriffen, als sie den wackern John vor sich sah. Ihr ganzer Körper bebte. Sie that einen Schrei, und sank an des Schwarzen Brust, der freudig ausrief: o Vanilla! meine Schwester! meine geliebte Schwester!

Bruder! geliebter Bruder! o mein Schandi! war alles was Vanilla vorzubringen vermochte.

Betty stand betroffen da. Der Auftritt kam ihr ganz unerwartet. Liebe Betty! rief ihr nach einigen Minuten Vanilla zu,

freue dich mit mir, ich habe meinen Bruder Jada wieder gefunden!

Betty hatte eine kindliche Freude! Glückliche Vanilla! rief sie aus; ein so braver Mensch wie John ist dein Bruder! Komm, laß uns zu unsrer Gebieterinn eilen, damit sie deine Freude theile. Sie wird auf das angenehmste überrascht werden.

Jada, der in Amerika den Namen John erhalten hatte, und Vanilla waren Freudetrunken. Jener erzählte, wie er nach der neuen Welt gekommen, und so glücklich gewesen, an Sir Henry Morres, der ein sehr gütiger Herr sey, als Sclave verkauft zu werden.

Unter solchen Erzählungen näherten sich die Geschwister der Wohnung ihrer Gebieterinn, die vor derselben unter einem Baume saß, und in einem Buche blätterte!

Sie erblickte den wackern Jada. Willkommen John! rief sie ihm in mildem Tone entgegen. Endlich läßt du dich wieder sehen! Sind die Wunden geheilt?

O Gebieterinn! versetzte John, und lag mit Vanilla vor der Lady Füßen.

Was soll das heißen? fragte Fanny. — Gebieterinn! rief Vanilla, ich bin glücklich! ich habe meinen Bruder wieder gefunden! John ist mein Bruder Jada! Gütige Vorsicht! sprach Fanny, und ihr Angesicht war durch die reinste Freude verklärt. Sie ließ sich nun von Vanilla und Jada alles, was in dem Wäldchen vorgefallen war, erzählen, und bezeigte den entzückten Geschwistern die größte Theilnahme.

Wer war jetzt glücklicher als Vanilla! wer froher als John! Fanny hatte ihre herzliche Freude an der Wonne dieser guten Menschen,

und vergönnte ihnen Zeit genug, sich zu unterhalten.

Der alte Dawes wurde nach der Plantage geschickt, auf welche Lador, Bettys Vater, gehörte. Der Besitzer derselben willigte in ihre Wünsche, und überließ ihr den ehrlichen Lador.

Betty, sprach sie, nachdem Dawes zurückgehrt war, ich gebe dir deinen Vater für immer wieder. Er darf zu seinem Gebieter nicht mehr zurückkehren, sondern bleibt nun bei seiner Tochter.

Betty fiel vor Freuden ihrer Gebieterinn zu Füßen, und dankte ihr mit Thränen. Fanny hob sie auf, und sprach: Sage mir nun aufrichtig, Betty, was fehlt noch zu deinem Glücke?

Nichts! nichts weiter als meine Mutter! rief Schandi.

Ich liebe deine Anhänglichkeit an die Mutter, versetzte Fanny, und ob ich dich gleich

gern bei mir behielte, so wird es mir doch auch Freude machen, wenn ich dich wieder zu deiner Mutter bringen kann.

Als Betty dies hörte, pochte ihr Herz vor Dank und Freude. Gütige Gebieterinn! rief sie, komm ich wieder zur Mutter, so ist auf Erden niemand glücklicher als ich!

Vielleicht ist es mir möglich, dich so glücklich zu machen, versetzte die edle Engländerinn. Ich will darüber nachdenken.

Da Fanny in dieser Sache nicht für sich allein handeln konnte, so schrieb sie an ihren Vater, und fragte bei ihm nach, ob es ihr erlaubt sey, Betty und Lador frei zu lassen, deren Geschichte sie ihm erzählte. Ehe des Vaters Antwort eintraf, durfte nichts vorgenommen werden. Mit Verlangen sah Fanny derselben entgegen.

VIII.

Lador und Betty.

Fortsetzung.

Der mit Sehnsucht erwartete Brief des Vaters traf ein, und enthielt, zu Fannys Freude, auch folgende Stelle: „Die Schilderung, die du von Betty und Lador machst, ist für Beide sehr vortheilhaft, und dein Wunsch, sie frei zu geben und nach Afrika zurückzuschicken, der Wunsch eines menschenfreundlichen Herzens. Ich willige um so lieber darein, je mehr es mir am Herzen liegt, deinen menschenfreundlichen Sinn zu nähren und zu erhalten. Das Beste der zwei

claven überlasse ich ganz deiner Sorge. Beschließe über sie, was dir Verstand und Herz anrathen."

Fanny fühlte sich bei dem Gedanken, daß sie im Stande sey, drei gute Menschen, Lador, Betty und Andala, glücklich zu machen, sehr heiter, und rief die zwei ersten zu sich, um ihnen den frohen Inhalt des Briefes mitzutheilen.

Lador und Betty frohlockten und dankten. Vanilla vergoß Thränen, und bemerkte, daß sie ihr Vaterland wohl nie wieder sehen würde.

Also auch du wolltest mich verlassen? fragte Fanny. Gefällt es dir bei mir nicht?

Ach, Gebieterinn, sprach Vanilla, sehr, sehr wohl gefällt es mir hier. Nirgends wird es mir besser gehen. Wären nur meine Aeltern nicht von mir getrennt.

Hast du Lust, nach Afrika zurückzukehren? fragte Fanny.

Vanilla wurde durch diese Frage in Verlegenheit gesetzt. Sie schwieg einige Augenblicke. Ach, rief sie dann, was hälfe mir Afrika, ich fände meine Aeltern doch nicht wieder. Und wo lebt noch ein Mensch, der es so gut mit mir meinte, als meine Gebieterinn? Ich bleibe hier!

Fanny reichte der guten Afrikanerinn freundlich die Hand. Es freut mich, sagte sie, daß es dir bei mir gefällt. Es soll dir bei uns immer wohlgehen.

Sir Henry Morres, Fannys Vater, war ein edler Mann, unähnlich den meisten Plantagebesitzern in Amerika und andern Ländern, die durch Härte und gefühllose Grausamkeit ihren Sclaven das Leben verbittern und unerträglich machen. Fanny war sein einziges Kind, seine Freude, sein Stolz. Gern wäre der Vater ihr immer zur Seite gewesen, um sich theils an ihrem Verstande

und ihrer Herzensgüte zu ergötzen, theils um zu ihrer völligen Ausbildung das Seinige beizutragen; allein seine Plantagen machten ihm durchaus öftere Reisen nöthig. Zwar hatte er auf jeder derselben einen Verwalter, aber er glaubte als ein weiser Mann, daß es doch besser sey, wenn er selbst von Zeit zu Zeit seine Anpflanzungen besuchte, selbst alles durchschaute, ordnete und verbesserte. Die Sclaven freuten sich jedesmahl auf seinen Besuch; denn nie kam er, ohne ihnen Erleichterung ihres Zustandes und Erheiterung ihres Lebens zu bringen.

Sein letzter Brief meldete der Tochter, daß er sich sehne, sie einmahl wieder zu sehen, daß er aber diese Freude schwerlich vor einem halben Jahre genießen werde, indem er es für nothwendig erachte, von neuem alle seine Plantagen zu besuchen, und bei mehrern derselben bedeutende neue Einrichtun=

gen zu treffen, wozu einige Monate Zeit erforderlich wären.

Die gute Tochter wäre durch diese Nachricht leicht betrübt worden, hätten sie nicht andere Stellen des Briefes erheitert. Die Sorge für Lador und Betty, der Vorsatz, Vanilla in der christlichen Religion zu unterrichten, und die Unterhaltungen mit dieser lieben Negerinn ließen sie mit Recht erwarten, daß ihr die Zeit schnell und angenehm vergehen, und ein halbes Jahr unbemerkt dahin schwinden werde.

Fanny fing ihren Religionsunterricht sogleich an. Lador, Jada, Vanilla und Betty nahmen Theil daran. Vanilla hing mit ganzer Seele an dem Unterrichte, und jedes Wort, das Fanny sprach, prägte sich tief in ihr Herz ein.

Der gute Mensch schließt sich so gern an edle Menschen an, und fühlt sich von dieser

nichtigen Erde zu einer höhern Welt erhoben, wenn ihn die Thaten eines ausgezeichneten, großen Mannes begeistern. Auch Vanilla hing bald mit Liebe an dem Stifter der christlichen Religion. Seine weisen Lehren, sein sanfter, liebreicher Sinn, sein seltener Eifer für Menschenwohl, und die hohe Aufopferung für dasselbe, seine Leiden und sein Tod für Wahrheit und Tugend rissen sie zur Hochachtung, Bewunderung und Verehrung hin.

O wie freute sich Fanny, als sie dies alles bei Vanilla bemerkte! Sie wurde ihr dadurch um vieles theurer, sie wurde ihr über alles lieb. Denn Fanny gehörte in die Reihe jener edlen weiblichen Wesen, die bei allen Ansprüchen auf irdischen Lebensgenuß, und bei der ausgezeichnetsten Aufklärung des Geistes, sich doch gerne aus dem Gewühle sinnlicher Freuden zurückzie-

hen, sich an die stillen, reinern Freuden eines bessern, höheren Seyns halten, und es nicht sowohl wissen, als fühlen, daß ein unsichtbares Etwas in der Welt und unter den Menschen walte, und nur Eins — etwas unnennbar Heiliges, dem edlen Herzen genügen könne. Tausendmahl hatte Fanny es sich gestanden: daß das Leben, ohne die Ahndung, ohne das stärkende Gefühl dieses Heiligen des Lebens kaum werth sey, und so war nach und nach ihre Brust zum Tempel dieses Heiligen geworden, der freundliche Glaube an einen Gott, und die süße Hoffnung der Unsterblichkeit hatten sich in ihr Gedankensystem und in das feine Gewebe ihrer Gefühle aufs innigste verschlungen, und seitdem war ihr ein neues Leben aufgegangen, ein Leben, das nur der begreift, der mit Liebe und Hingebung an Gott hängt.

Wohl thun mußte es der edlen Glaubigen, in einem Wesen, dem sie herzlich gut war, in Vanilla, den religiösen Glauben in solcher Macht aufwachen zu sehen. Von nun an war die glaubende Negerinn an Fannys Herz gebunden, ihr Wohl mit dem Wohle der Gebieterinn Eins, und nicht leicht hätte diese sich in eine Trennung von Vanilla finden können.

Mehrere Monate vergingen. Lador, Jada, Betty und Vanilla waren oft beisammen, und segneten die Güte und Liebe, mit der sie von ihrer Gebieterinn behandelt wurden.

Eines Tages erhielt Fanny einen Brief. Er war von dem Capitaine, der Vanilla nach Amerika gebracht hatte. Mit väterlicher Sorgfalt erkundigte er sich um das Befinden derselben, und versprach, vor seiner Abreise nach Afrika, die in wenigen Wo-

chen vor sich gehen sollte, noch einmal der Lady seine Aufwartung zu machen, und bei dieser Gelegenheit selbst zu sehen, wie es seiner lieben Vanilla gehe.

Die gute Fanny las die Nachricht von der bevorstehenden Reise des Capitains mit Wehmuth und Vergnügen. Sie war entschlossen, Betty und Lador mit dieser Gelegenheit nach dem Vaterlande zurückzuschikken; aber der Gedanke, sich von diesen braven Menschen zu trennen, hatte zugleich viel Unangenehmes für sie.

In einiger Zeit erschien der Capitain mit seinem Sohne Robert, einem wackern jungen Manne. Er hatte eine große Freude, als er seine Vanilla wieder sah, und diese wußte sich vor Entzücken nicht zu fassen. Sie küßte ihm die Hände, umschlang seine Kniee, und wiederholte oft den Ausruf: O mein Wohlthäter! mein Vater!

Robert sah mit Vergnügen dieses herzliche Benehmen Vanilla's gegen seinen Vater. Das unschuldvolle, angenehme, liebenswürdige Wesen des Mädchens gefiel ihm und brachte ihn zu dem Ausruf: Reine Natur, wer kann dir widerstehen, wenn du dich in deinem Glanze zeigst! Himmlische Unschuld des Herzens, wer kann ungerührt bleiben, wenn du dich vor ihm entfaltest!

Ich habe eine Bitte zu Ihnen, lieber Capitain! sprach Fanny.

Und ich eine zu Ihnen, gütige Lady! versetzte der wackre Seefahrer.

Fanny erzählte ihm nun Ladors und Bettys Geschichte, und theilte ihm den Wunsch mit, daß er Beide mit nach Afrika nehmen, und sie auf einem sichern Wege nach der Gegend bringen lassen möchte, in der sie zu Hause wären.

Der Capitain machte keine Schwierigkeiten, und verbürgte mit seinem Ehrenworte, daß Lador und Betty, wenn auf der Reise nur alles glücklich ginge, ihre Heimath und Andala wiedersehen sollten.

Fanny war darüber sehr erfreut. Lassen Sie nun Ihre Wünsche hören, lieber Capitain! sprach sie, und dieser theilte ihr nun mit, daß er Bedenken trage, seinen Sohn Robert nach Afrika mitzunehmen, daß er vielmehr wünsche, ihn bei einer Plantage angestellt zu sehen, und sie daher bitte, zur Erfüllung seines Wunsches das Ihrige beizutragen.

Sie kommen eben zur glücklichen Stunde, lieber Capitain! versetzte Fanny. Es gehet uns auf der hiesigen Anpflanzung gerade ein Mann ab, der dem Verwalter bei seinen weitläuftigen Arbeiten behülflich sey, und, wenn es die Umstände nöthig machen,

seine Stelle vertrete. Ist Ihr Sohn, woran ich nicht zweifle, nur zur Hälfte so brav wie sein Vater, so ist er mir für diese Stelle willkommen.

Für seine Bravheit bürge ich, sprach der Capitain, und an Geschicklichkeit fehlt es ihm auch nicht. Was ihm daran noch mangelt, wird er sich unter einer so guten Leitung, als er sie hier haben kann, leicht erwerben.

Robert erhielt die gedachte Stelle, und trat schon den folgenden Tag seine Geschäfte an. Lador und Betty wurden vor die Lady gerufen. Sie erklärte ihnen, daß sie von diesem Tage an ganz frey wären, und sich reisefertig machen möchten.

Freude und Schmerz wechselten in Beider Brust; angenehm war ihnen der Gedanke, daß sie Andala wiedersehen, schmerzlich der,

daß sie sich von Fanny, von Jada und Vanilla trennen sollten.

Der Tag der Abreise war da. Lador und Betty warfen sich zu den Füßen ihrer Gebieterinn nieder, und weinten ihr den herzlichsten, aufrichtigsten Dank. Schluchzend standen Jada und Vanilla in der Nähe. Auch von Fannys Wangen rollten Thränen. Ach, aus welcher Zone du immer seyn magst, sobald du gut und edel bist, so werden sich die, die dich kennen und schätzen lernten, nur mit Wehmuth von dir trennen. Lador und Betty schieden mit Schmerzen, begleitet von den Segenswünschen ihrer Gebieterinn, des braven Jada und der sanften Vanilla.

IX.

Das Fest der Genesung.

Beschluß.

Fanny sah nun mit vieler Sehnsucht der Ankunft ihres Vaters entgegen. Allein es verging ein Monat nach dem andern, ohne daß er eintraf. Die gefühlvolle Tochter wurde besorgt.

Endlich kam statt des geliebten Vaters ein Brief von ihm an. Fanny erbrach ihn hastig; zitternd las sie ihn; und Thränen stürzten aus ihrem Auge, als sie ihn gelesen hatte. Der Brief enthielt Folgendes:

„Du wirst dich wundern, liebe Tochter! daß statt deines Vaters eine Zuschrift von

ihm eintrifft. Auch wirst du bestürzt seyn, wenn du die Ursache davon erfährst. Doch ich kenne zu sehr dein gutes Herz und deine Ergebung in den Willen der Gottheit, als daß ich nicht mit Grund von dir erwarten sollte, du werdest dich zu fassen und zu beruhigen wissen."

„Ich befinde mich jetzt auf der Plantage zu N..y. Schon seit drei Monaten fühlte ich in meinem Körper eine Unordnung. Jetzt liege ich krank danieder, und, wie es scheint, gehe ich meinem Ende mit schnellen Schritten entgegen. Meiner Schrift wirst du es ansehen, daß ich diese Zeilen mit zitternder Hand geschrieben habe."

„Die Plantagen habe ich alle besucht, und auf mehrern derselben manche neue Einrichtungen getroffen. Gerührt hat mich überall das dankbare Benehmen und die sichtbare Anhänglichkeit der Sclaven. Wie einen

Vater umringten sie mich, und vergossen Thränen, wenn ich sie verließ. Dies ist mir ein Beweis, daß meine Behandlung derselben gelinde und billig war. Ich kann es dir nicht sagen, liebe Tochter, wie tröstend dieser Gedanke in meinen letzten Lebenstagen für mich ist. In den Stunden, wo alle Herrlichkeiten der Erde schwinden, und nur der Gedanke an Tod und Verwesung unsre Seele beschäftigt, ist nichts, das uns trösten, aufheitern, erheben könnte, als das Bewußtseyn, auf dem Platze, auf welchem wir standen, nach Möglichkeit Gutes verbreitet zu haben."

„Gestern habe ich mein Testament gemacht. Du wirst darin meine letzte Willensmeynung vernehmen. Ich sehne mich, dich, liebe Fanny, vor meinem Tode noch einmahl zu sehen. Eile zu deinem scheidenden Vater. Triffst du ihn nicht mehr am Le-

ben an, so besuche seine Ruhestätte, und denke dabei, daß sie die irdische Hülle eines Mannes umfaßt, der in deiner Liebe seine Freude, in deiner Tugend seinen Stolz und sein Glück fand, und dem dein Wohl mehr am Herzen lag als sein eigenes."

„Dieses denke dir, liebe, gute Tochter, an meinem Grabeshügel, und belebe durch solche Gedanken dein gefühlvolles Herz zu neuen guten Entschlüssen. Du wirst, als Erbinn dessen, was ich zurücklasse, in den Augen der Welt für reich gelten. Doch du kennst die Nichtigkeit dieser Erdengüter, und wirst ihren Werth nicht zu hoch anschlagen; noch weniger wirst du dich durch sie verleiten lassen, der stillen, eingezogenen Lebensart untreu zu werden, die du bisher geführt hast. Glaube deinem Vater, der in seinen jüngern Jahren in dem Geräusche der großen Welt sein Glück suchte, und dafür mit Her-

zensleerheit, Mißmuth und Lebensüberdruß bestraft wurde, glaube seiner Versicherung: daß nur im engen Kreise vertrauter Seelen wahre Freundschaft und wahrer Lebensgenuß möglich sey. Je ausgedehnter unsre Verbindungen sind, desto gehaltloser, desto lockerer werden sie. Der Weise ziehet den engsten Kreis um sich."

„Der gute Mensch hat nichts Angelegentlicheres zu thun, als seine besseren Gefühle zu bewahren; aber wo werden sie leichter erstickt, als in dem Gewirre der großen, vornehmen Welt, das nur Leidenschaften weckt, das Herz in einen Taumel werthloser Bestrebungen hinreißt, und uns das Höchste raubt — uns selbst. Nirgends wird der edlere Mensch weniger verstanden, und nirgends versteht er sich selbst weniger, als in

dieser großen, vornehmen Welt. Er sieht sich entweder in derselben verlassen, und empfindet dies nicht ohne Schmerz, oder er gibt sich, um Theilnahme zu erregen, dem Tone, den Lockungen derselben hin, und opfert einem Trugbilde einen wahren Besitz, opfert der leichtfertigen, ausgearteten Sitte sein Bestes — sein Herz und das Gefühl fürs Bessere, Edlere."

„Drum, meine Fanny, bleibe dem stillen, eingezogenen Leben treu; trau dir selbst, deinem Herzen, deiner Tugend! In dir, in der Liebe der wenigen Edlen, die du mit Vertrauen umfassest, in den Schriften weiser Männer, und in den Wundern der Natur suche die reinere Freude, und genieße sie mit Dank gegen den unsichtbaren Geber alles Guten."

„Es wäre überflüßig, dich, liebe Tochter, aufzufordern, nach meinem Tode stets da-

für zu sorgen, daß die in den Plantagen arbeitenden Schwarzen immer mit Schonung und Billigkeit behandelt werden, daß man ihnen nie mehr Arbeit auflege, als ihre Kräfte ertragen, und ihr ohnehin mühseliges Leben durch Unfreundlichkeit und lieblose Härte noch mehr erschwere. So lange du dein gutes Herz bewahrst — und du wirst dies bis an dein Ende — so lange wird sich kein Sclave über Druck und Unrecht beklagen dürfen.“

„Kommt dein Bräutigam aus England hier an, so melde ihm, daß ich ihn in meiner letzten Lebensstunde noch gesegnet habe, und lies ihm diesen Brief vor. Er ist ein rechtschaffener Mann und hat — was mir ihn so achtungswerth macht — Charakter. Schaffe ihm das Glück des Lebens, das er verdient. Seyd Beide in Eurer Liebe und Treue glücklich.“

Mit unnennbarem Schmerze hatte Fanny diesen Brief gelesen. Ach, der, an dem sie mit ganzer Liebe hing, der edelste Mann, den sie auf Erden kannte, der beste, zärtlichste Vater sollte ihr entrissen werden. Dieser Gedanke hatte viel Schreckliches für sie. Doch ihr Herz wurde bald durch religiöse Gefühle, die in ihrer Kraft erwachten, besänftigt, und eine fromme Wehmuth, verbunden mit stiller Ergebung, trat an die Stelle des heftigen Schmerzes.

Noch an demselben Tage trat Fanny die Reise zu ihrem Vater an, begleitet von Vanilla, ihrem Bruder Jada und dem alten, treuen Dawes, einem gebornen Neger. Sie erreichten die Plantage zu N..y, wo Sir Henry Morres krank darnieder lag.

Mit bangem, pochendem Herzen näherte sich Fanny der Wohnung. Sie befürchtete,

Todesnachrichten zu hören. Aber der Himmel hatte ihr Freuden bestimmt.

Sir Henry Morres lebte nicht nur noch, sondern befand sich auch auf dem Wege der Besserung. Seine Krankheit hatte auf einmal, ganz gegen die Hoffnung des Arztes, eine erwünschtere Wendung genommen, die gefährlichste Krise war überstanden, Sir Henry Morres fühlte sich neu gestärkt, und war nahe daran, das Bett verlassen zu dürfen.

Die Tochter trat in das Krankenzimmer. Welche Wonne für sie, als sie den geliebten Vater, zwar blaß, aber heiter erblickte! Der Vater empfing sie mit Freude und Zärtlichkeit. Die umstehenden Schwarzen wurden zu Thränen gerührt.

Die Erscheinung Fanny's wirkte vortheilhaft auf die Wiedergenesung des Vaters. Meine liebe Tochter, sprach dieser den Tag

nach ihrer Ankunft, ich war den Pforten des Todes sehr nahe, und zweifelte, dich auf dieser Welt noch einmahl zu sehen. Gerne hätte ich die besten, treusten Sclaven von unsern Plantagen vor meinem Tode noch um mich versammelt, um ihnen Gehorsam und Treue gegen dich anzuempfehlen; ich habe deßhalb nach allen Pflanzungen den Befehl geschickt, daß von jeder ein Paar der treusten Schwarzen hier erscheine, und meinen letzten Willen vernehme. Von der Plantage zu Z. habe ich einen Neger und eine Negerinn hieher berufen, die vor kurzem erst getauft worden sind und die Namen Richard und Molly erhalten haben. Ich war Taufzeuge. Dies wackre Menschenpaar hat mich ungemein für sich eingenommen, und ich könnte dich lange über die guten Eigenschaften unterhalten, die ich an demselben während meines Aufenthalts zu

Z. bemerkt habe. — Nun da ich wieder halb gesund bin, ist die Erscheinung jener Sclaven nicht mehr nöthig, und es müssen daher noch heute Eilboten nach den Plantagen ausgeschickt werden, die ihnen den Befehl bringen, ihre Reise hieher nicht anzutreten. Ordne du alles an, liebe Tochter! ich überlasse das Geschäft ganz dir.

Fanny versprach, die Sache aufs beste zu besorgen. Schon wollte sie die Eilboten absenden, als ihr ein Gedanke durch die Seele ging, der ihr viel Vergnügen machte. Mein Vater hat alles mir überlassen, dachte sie, ich will die Sache so ordnen, daß er mir dafür danken wird. Sie schickte die Eilboten deshalb — nicht ab; sie ließ vielmehr alles so, wie es stand.

Nach einiger Zeit befand sich Fanny mit Vanilla auf den Zuckerfeldern. Sie erblickte einen Reisewagen, der sich der Plantage

näherte. Neugierig, was es für ein Besuch sey, eilte sie nach dem Wohngebäude. Die Kutsche hielt still, und es stieg ein junger Engländer heraus. Wie groß war Fannys Freude, als sie in ihm Sir Burnes, ihren Bräutigam, erkannte. Sie empfing ihn mit Liebe und Herzlichkeit.

Sir Burnes wollte in das Zimmer des Schwiegervaters eilen; Fanny ließ es nicht zu. Ich trage mich, sprach sie, mit einem kleinen Plänchen, dessen Ausführung meinem Vater Freude machen soll. Sie sollen mir dabei behülflich seyn. Meinem Plane zu Folge, dürfen Sie meinen guten Vater erst in einigen Tagen sehen. Er ist bald ganz hergestellt, und vielleicht kann er schon übermorgen zum erstenmale wieder die freye Luft genießen. Dieser Tag soll ein froher Tag für ihn und seine Kinder seyn — wir wollen an demselben das Fest seiner Gene-

sung feyern, und dem Aesculap einen Hahn opfern. *)

Der Bräutigam machte Einwendungen, und wollte den Schwiegervater eher sprechen; aber Fanny gab nicht nach, bis er endlich in ihren Wunsch einwilligte. Er mußte es sich gefallen lassen, in einem Nebengebäude Quartier zu nehmen, seine Anwesenheit zu verheimlichen, und sich gleichsam wie einen Gefangenen behandelt zu sehen.

Endlich erschien der Tag, an welchem der Arzt es erlaubte, daß der Wiedergenesene freye Luft schöpfe.

Der Tag war sehr heiter und freundlich. Neben den Wohngebäuden lag nach Süden

*) Aesculap wird für den ersten unter den Griechen gehalten, der mit glücklichem Erfolge die Heilkunst übte. Nach seinem Tode erwiesen ihm die Griechen göttliche Ehre, und opferten ihm einen Hahn, wenn jemand gesund worden war.

zu ein schöner großer Garten, voll der herrlichsten Amerikanischen Bäume, Blumen und anderer Gewächse. In diesen Garten führte Fanny den geliebten Vater. O meine Tochter, sprach er, als er sich wieder unter freyem Himmel befand, lange habe ich dieses Anblicks entbehrt! Wie wohl thut es mir, daß ich das blaue Firmament wieder sehe, wieder die gesunde, reine Luft einathme, wieder die schöne, blühende Welt erblicke!

Bei diesen Worten trat die Tochter mit ihm in den Garten. Der Wiedergenesene sah vor sich hin, und erblickte in mäßiger Entfernung einen schönen, hohen Altar mit Kräutern geschmückt, und mit der Aufschrift versehen:

Dem Aesculap.

Dem Vater machte dieser Anblick Freude. Fanny führte ihn dem Altare näher. Es

stieg eine Rauchsäule empor; Musik erscholl, und mit ihr folgender Gesang:

Wir opfern hier am Hochaltare
Mit unsers Herzens wärmsten Dank;
Entrissen ist er den Gefahren!
Er lebe froh, er lebe lang!

Jetzt traten die Sänger hinter dem Altare hervor. Welche Ueberraschung für den Genesenen! Es waren diejenigen Sclaven, die er vor seinem Tode noch zu sprechen gewünscht hatte. Knieend vor ihm, boten sie ihm, in zierlichen Körben, Blumen und Früchte an, und blickten nach ihrem Gebieter mit einer Liebe und Dankbarkeit, die ihn tief rührte.

Er sah die Tochter an, gleich als wollte er ihr einen sanften Verweis geben. Lieber Vater, sprach sie mit liebenswürdiger

Freundlichkeit, Sie haben mir ja alles überlassen. Ungehorsam bin ich nicht gewesen, daß ich die Eilboten nach den Plantagen zu schicken unterließ. Ich wollte Ihnen die Freude machen. —

Schon gut, liebe, freundliche Fanny! sprach der gerührte Vater, zog die Tochter an sein Herz, und dankte ihr für ihre Liebe. Ich habe dir, sprach er, von einem Neger und einer Negerinn von der Plantage zu Z. erzählt. Hier sind beide. Mache dich genauer mit Richard und Molly bekannt, und du wirst dich, so wie ich, über ihr gutmüthiges, einnehmendes Wesen freuen.

Fanny trat zu Richard und Molly und unterhielt sich einige Minuten lang mit ihnen. Dann führte sie den Vater weiter auf einen entlegenen, einsamen Platz des Gartens. In einer kleinen, schönen Grotte erhob sich ein Altar mit der Aufschrift:

Dem Gott der Liebe.
Für die Genesung des Vaters.

An diesem Altare blieb Fanny mit dem Vater stehen. Ihr Herz war bewegt. Thränen drängten sich in ihr Auge. Lieber, guter Vater! stammelte sie, Gott, der in das Innere sieht, weiß, wie froh, wie glücklich ich mich fühle, daß Sie mir wieder gegeben sind.

Der Vater, der bei Männern die Thränen eben nicht liebte, konnte jetzt dem Andrange derselben doch nicht widerstehen. Meine geliebte Tochter, sprach er in gebrochenem Tone, Gott lohne deine Liebe zu mir, und erhalte dein Herz bis an dein Ende so dankbar und gut.

Jetzt trat aus einer nahen Laube Sir Burnes, Fannys Bräutigam, hervor. Der Genesene war freudig bestürzt bei seinem

Anblicke. Der Schwiegersohn fiel ihm an die Brust. Fanny ergriff des Bräutigams Hand und sprach: Lieber, guter Vater! wir bitten an dem heutigen, uns so wichtigen Tage um Ihren Segen!

Kinder! erwiederte jener, ihr macht, daß ich das Leben, welches mir Gott von neuem geschenkt hat, vielleicht zu sehr lieben werde. Er, von dem aller Segen kommt, segne euch! Wandelt auf seinen Wegen, und seyd in einander und durch einander glücklich! Heute noch ist Hochzeit. —

Jetzt kamen auch Jada und Vanilla herbei, und bezeigten ihre Freude über die Genesung ihres Gebieters.

Vater und Kinder, Jada und Vanilla begaben sich nun nach jener Gegend, wo der erste Altar, dem Aeskulap gewidmet, stand. Hier befanden sich noch die Sclaven von den verschiedenen Plantagen. Sie er-

warteten in ehrfurchtsvoller Stellung ihren Gebieter.

Vanilla wurde betroffen, als sie die Reihe dieser Sclaven überblickte. Jada, sagte sie zu ihrem Bruder, sieh' hin, und sage mir, was du erblickst?

Jada that einen Schrei. Mutter! Vater! rief er, und stürzte mit Vanilla an Richards und Mollys Herz.

Freudig staunte Fanny und mit ihr der Vater. Der Auftritt blieb nicht lange ein Räthsel. Richard und Molly waren Vanilla's Aeltern, Limar und Kaska. Als Gefangene waren sie an der Küste von Guinea verkauft und nach Amerika gebracht worden, wo sie in Sir Henry Morres Dienste kamen.

Unbeschreiblich groß war die Freude der Aeltern und Kinder über ihr unverhofftes Zusammentreffen. Sir Henry Morres erklärte sie noch an demselben Tage für frei, und

gab ihnen eine eigene Wirthschaft. Robert, der brave Sohn des edlen Capitains, heurathete Vanilla. Ihnen und ihren Aeltern ging es wohl. Nach einigen Jahren erfuhr man, daß Lador und Schandi ihre Mutter Andala gefunden hätten. Auf der Familie des edlen Henry Morres ruhte der Segen Gottes. Die redlichen Menschen suchten den Himmel in ihrer Brust, und fanden ihn.

X.

Die Blume des Herzens.

An Doris.

Du preissest das Vergißmeinnicht,
Auch ist das Blümchen schön,
Daß es der Freund für Freunde bricht
Mag ich traun gerne sehn;
Doch diese Blume ist es nicht,
Die mächtig mir an's Herze spricht.

Dem blauen Veilchen bist du hold,
Der stillen Tugend Bild;
Auch mir gilt mehr als alles Gold
Ein Wesen still und mild;

Doch dieses Blümchen ist es nicht,
Das mächtig mir an's Herze spricht.

Der zarten Lilie Schmuck und Pracht
Reißt dich zum Lobe hin;
Gern denk' ich, wenn ihr Weiß mir lacht,
An reinen, keuschen Sinn;
Doch auch die Lilie ist es nicht,
Die mächtig mir an's Herze spricht.

Willst meines Herzens Blume sehn,
Komm', Doris, sieh' sie an;
Sie ist so heiter, ist so schön,
Ziert meines Lebens Bahn:
Die Rose — wen erfreut sie nicht! —
Ists, die mir sanft an's Herze spricht.

XI.

In Fanny's Stammbuch.

Rein sey immer dein Herz, es gleiche dem Weiße der Lilie,
Nie beflecke die Brust, Fanny, ein sträflicher Trieb.
Gleich dem lieblichen Veilchen, gesucht vom Auge des Wandrers,
Sey bescheiden und still; — weibliche Demuth gefällt.
Nicht im Geräusche der Welt, im stillen häuslichen Wirken
Und im engeren Kreis' suche und finde dein Glück.

Harmlos wandle durch's Leben, beglückt
durch edlere Liebe,
Und der Dankbarkeit Kranz ziere einst,
Fanny, dein Grab.

XII.

An eine Freundin.

Zum Neujahre.

Der Gattin, die durch Lieb' und Treu
Den besten Mann beglücket,
Und ihn — als wär' der Bund noch neu —
Durch Zärtlichkeit entzücket;

Der holden Mutter, deren Herz
Stets bei den Kindern weilet,
Und ihre Freuden, ihren Schmerz
Mit zarter Liebe theilet;

Der Tochter, die das Aeltern-Paar,
Das edle, ehrt und liebet,
Und dankbar, wie sie immer war,
Die Kindespflichten übet;

Der Freundin, die durch Freundlichkeit,
Von Sittsamkeit geleitet,
Nur Wohlbefinden, Heiterkeit
Stets um sich her verbreitet:

Ihr heute meinen wärmsten Dank
Und meinen Wunsch: Sie blühe lang!

XIII.

Emilie.

Emilie stand im vierten Jahre, als ihr Vater starb; aber ihr blieb eine treffliche Mutter. Therese — so hieß diese — verband mit einer nicht gemeinen Geistesbildung viel weibliche Würde und das beste Herz. Sie lebte in einer ansehnlichen Stadt, und fand ihr größtes Vergnügen in der Erziehung ihrer Tochter.

Therese war den mehresten Müttern unserer Zeit unähnlich, die aus mütterlicher Zärtlichkeit und Liebe ihre Kinder lieblos behandeln, sie durch Verzärtelung verderben, und dadurch oft ihr Unglück gründen.

Nicht so Therese. Sie behandelte die Tochter mit mütterlichem Ernste, den viele mit dem Namen Strenge belegten. Es fehlte ihr nicht an einem guten Auskommen; dessen ungeachtet war sie immerfort thätig, und hielt auch Emilien streng zur Geschäftigkeit an. Diese mußte schon in ihren jüngern Jahren durch ihrer Hände Arbeit sich ihren Unterhalt mit erwerben helfen. Manche tadelten dies, und behaupteten, Therese thäte das alles aus übertriebener Sparsamkeit. Solche Mißdeutungen ihrer Handlungsweise blieben ihr nicht unbekannt. Sie ließ sich aber dadurch nicht irre machen, und bewies durch ihre Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende, wie ungegründet der Vorwurf von Geitz sey, welchen man ihr machte. Nicht, um Capitalien zu sammeln, sprach sie, arbeite ich und meine Tochter, sondern darum, weil ich Thätigkeit für die Bestim-

mung des Menschen und für das beste Mittel halte, manche Verirrungen des Verstandes und Herzens unmöglich zu machen.

Meine liebe Emilie, sagte Therese oft zu ihrer Tochter, laß dir vor allem andern stillen, häuslichen Sinn empfohlen seyn. Du siehst viele deiner Mitschwestern Theil an öffentlichen Lustbarkeiten nehmen, auf Bällen und in Gesellschaften herumschwärmen. Vielleicht fühlst du dich dann und wann zu solchen Lebensgenüssen auch hingezogen, und beneidest das Glück jener Mädchen. Aber glaube es deiner Mutter, in jenem Herumschwärmen liegt keine wahre Freude, sondern vielmehr manche Veranlassung zu stillem Unmuth und Kummer, und — was noch mehr heißt — zu so mancher Abweichung vom Wege des Guten. O darum werde nur du, liebe Emilie, keine Freundin davon!

Emilie versicherte dann immer der Mutter, daß sie an den Lustbarkeiten, bei welchen sich andre Mädchen so gerne herumtrieben, keinen Geschmack fände, und daß es ihr zu Hause an der Seite der Mutter, bei ihren Arbeiten, bei einem nützlichen Buche und im Kreise ihrer wenigen Freundinnen am besten gefalle.

Viele in der Stadt machten der verständigen Mutter Vorwürfe, daß sie ihre Tochter zu Hause gleichsam einsperre, und ihre Jugend, die doch die Zeit des Genusses wäre, dadurch verloren mache. Ach, erwiederte Therese, als es noch Sitte war, das Mädchen an das älterliche Haus zu fesseln, als die Frauen es noch für einen Verstoß gegen die weibliche Sittsamkeit hielten, an öffentlichen Lustbarkeiten Theil zu nehmen, als es noch keine Lotterien, Gesellschafts-Clubbs, Redoutensäle und einseitige Verthei-

diger der weiblichen Rechte gab, damals waren noch gute Zeiten; da blühte noch häusliches und eheliches Glück, da ging alles in der Ordnung, welche von der Natur selbst festgesetzt war. Jetzt sind die Rechte des Weibes erkämpft, aber in dem hitzigen, unbesonnenen Kampfe fiel auch das schönste, höchste Glück des Lebens — das häusliche.

Von so einer Mutter wurde Emilie erzogen. Sie gedieh zu einer verständigen, trefflichen Jungfrau. Ein reicher Kaufmann aus einer etwas entfernten großen Stadt, Clarenhof mit Namen, wurde ihr Gatte. Er zeichnete sich durch Männlichkeit des Charakters, strenge Redlichkeit und Liebe für das einfache, häusliche Leben aus.

Getrennt von der Mutter, erinnerte sich Emilie oft an die weisen Lehren derselben. Doch die Lockungen der großen Stadt blieben

nicht ohne Einfluß auf sie. Ihre Bekanntschaften erweiterten sich bald, Clarenhof stand in großen Verbindungen, es kamen oft Einladungen zu Gastmählern und Festins, die nicht abgelehnt werden konnten; Emilie hielt es für nöthig, bisweilen auch große Tafel zu geben, das Benehmen ihrer Freundinnen — denn so nannten sich die Frauen, mit denen sie nach und nach bekannt wurde — war ungemein artig und verbindlich, Emilie wurde dadurch hingerissen, und es währte nicht lange, so fand sie an den Zerstreuungen und dem Treiben der großen Stadt viel Geschmack.

Mit banger Unruhe bemerkte dies Clarenhof. Er fing an für das Herz seiner Gattin besorgt zu werden. Doch bald verschwand diese Besorgniß.

Emilie war in eine glänzende Theegesellschaft eingeladen. Sie erschien etwas spät; die übrigen Damen waren bereits versammelt.

Es mußte sich treffen, daß die Thüre des Zimmers, in welchem sie sich befanden, etwas offen stand. Sie hörte ein Gelächter, sie hörte ihren Namen nennen, sie vernahm einige spöttische Bemerkungen über das Gastmahl, das sie vor kurzem gegeben hatte. Verlegen trat Emilie in das Zimmer. Alle hießen sie willkommen, umarmten sie, sagten ihr viel Schmeichelhaftes, überhäuften späterhin ihren Geschmack, den sie besonders bei Anordnung des letzten Gastmahls bewiesen habe, mit dem größten Lobe, und fingen nun an, von mancher abwesenden würdigen Frau mit Tadel und Spott zu sprechen. Da erwachte Emiliens besserer Geist, und ihre vorige Anhänglichkeit gegen ihre sogenannten Freundinnen ging jetzt in Gleichgültigkeit und Verachtung über. Als sie nach Hause kam, fiel sie ihrem Manne mit den Worten um den Hals: Clarenhof! die Zerstreuungen der Stadt sind

mir zum Ekel geworden! laß uns sie meiden, und still und häuslich leben. Sie erzählte ihm das Vorgefallene. Clarenhof drückte Emilien an seine Brust und sagte: So höre ich dich gerne sprechen. Von nun an erst blühte Beiden das eheliche Glück; denn sie lebten still und häuslich.

XIV.

Die traurige Ueberraschung.

In dem Dorfe Linsenau — es lag in einer etwas unfruchtbaren Gegend — lebte der Landmann Herzing in dürftigen Umständen. Kärglich war sein Verdienst, und kaum hinreichend, seine kleine Familie zu ernähren.

Margarethe, Herzings Frau, besaß gesunden Menschenverstand und ein richtiges, sittliches Gefühl. Oft wenn der Mann, gedrückt von Sorgen der Nahrung, den Muth zu leben verlor, sprach das brave Weib ihm tröstende Worte ans Herz, belebte seine Hoffnung einer bessern Zukunft, und schützte

ihn gegen Verzweiflung, in die er sonst leicht versunken wäre.

Der Mutter glichen Herzings Kinder, Sophie und Johann. Beide waren verständig und gut. In Elend und Noth wuchsen sie auf, aber stets war ihre jugendliche Seele zufrieden und heiter. Die Noth zwang sie, schon in den ersten Jahren ihres Lebens den Aeltern im Erwerben des Unterhaltes beizustehen. Sophie und Johann thaten Verzicht auf die Belustigungen der Dorfjugend, und benutzten die Zeit, die sie des Tages, ausser den Schulstunden, welche sie nie versäumten, frei hatten, zur Arbeit. Eine Stunde bloß war der Erholung und körperlichen Bewegung gewidmet. Wären Sophie und Johann nicht von starkem festen Körperbaue und von ausdauernder Gesundheit gewesen; so würden sie leicht durch ihre anhaltenden, oft sehr beschwerlichen Arbeiten

aufgerieben worden seyn. Aber eine frische, kräftige Natur erhielt sie gesund.

Sanft und biegsam, wie ihre Mutter, war Sophie; herzensgut, wie Beide, Johann; aber mit der Güte seiner Gesinnung verband er auch raschen Muth und ein sichtbares Gefühl für das Große, Heldenmäßige. Wenn die Schwester sich mit dem Vater über eingetretene Noth grämte, erhob Johann sein Gemüth durch die Geschichten großer Helden und Ritter, die ihm sein Schulmeister zu erzählen wußte. Er bedauerte nichts so sehr, als daß die alten Ritterzeiten dahin wären, und er an den oft abentheuerlichen, gewagten Zügen der alten Helden nicht Theil nehmen könne.

Herzing besaß ein kleines Haus und einige Aecker. Darin bestand sein ganzes Vermögen. Oft war er nahe daran, sich durch unrechte Mittel in bessere Umstände zu

versetzen, allein Margarethe, die das Unrecht haßte, bracht' ihn immer auf andere Gedanken. Ihre Vorstellungen fanden bei ihm leichten Eingang, denn sein Herz war empfänglich für das Gute, nur bisweilen zu schwach gegen die Lockungen der Sinnlichkeit und des äußerlichen Glückes.

Was wolltest du wieder thun, lieber Mann? sagte Margarethe oft, wenn ihr Mann sich vergessen und von dem geraden Wege des Rechts abweichen wollte. Du hast nicht alles genau überlegt, sonst könntest du dich nicht so leicht vergessen.

Aber es hilft uns auf die Beine! versetzte Herzing bisweilen darauf.

O lieber Mann, sprach dann gewöhnlich das brave Weib, laß uns lieber in Kummer als in Sünden leben, und Herzing unterließ das Unrecht.

Sophie wuchs zur blühenden Jungfrau, Johann zum raschen Jüngling empor. Das Wohl der Kinder lag dem Vater sehr am Herzen. Johann, sprach er zu dem Sohne, hätte ich mehr Aecker, du müßtest werden, was dein Vater ist — ein Bauer. Aber ich bin arm, meine Grundstücke bedeuten nicht viel, du könntest dich vom Anbau derselben nicht ernähren — drum wäre meine Meinung, du lerntest ein Handwerk.

Johann war damit wohl zufrieden, und trat bei einem geschickten Lehrmeister in die Lehre. Nach drei Jahren ging er auf die Wanderschaft. Als er sich von seinen Aeltern trennte, vergoß er viele Thränen. Der Vater schüttelte ihm die Hand und verließ ihn mit den Worten: Bleibe immer gesund, mein Sohn, sey sparsam, damit du etwas erübrigst, und kehre einmal glücklich wieder zu uns zurück. Die sanfte Mutter zog ihn

an ihr Herz, küßte ihn und sagte: Johann, mein lieber, guter Sohn! wer weiß, ob wir uns auf dieser Welt noch sehen! habe allezeit Gott vor Augen und im Herzen, und willige in nichts, was unrecht ist.

Schluchzend umarmte den Bruder Sophie; Johanns Herz war tief gerührt; weinend riß er sich aus den Armen derer los, die ihn liebten, und an denen er mit gleicher Liebe hing.

Nach einem halben Jahre traf von Johann ein Brief ein. Er befand sich vierzig Meilen von seinen Aeltern entfernt, und war mit seiner Lage zufrieden. Auch der Brief, der nach einem Jahre einlief, enthielt gute Nachrichten von seinem Befinden.

Von nun an aber kam kein Brief mehr an. Vater und Mutter konnten es sich nicht erklären, warum der Sohn nicht schreibe. Es verging ein Jahr nach dem andern, und

sie erfuhren nicht das Geringste von ihm. Oft erinnerten sie sich seiner mit Wehmuth. Er hat uns vergessen, sprach bisweilen der Vater, er ist undankbar. Wahrscheinlich gehet es ihm irgendwo gut, und er schämt sich nun seiner Aeltern. Ich glaubte, daß er einst unser Versorger werden sollte.

Lieber Mann, versetzte darauf gewöhnlich Margarethe, du thust dem Johann unrecht. Er hat ein gutes Herz; er kann auf uns unmöglich vergessen. Vielleicht hat er schon manchen Brief an uns geschrieben, den wir nicht bekommen haben. Da hat mir erst vorgestern noch der Hofadvokat in der Stadt gesagt, daß manchmal Briefe auf der Post verloren gehen. Ach — wenn Johann nur noch lebt! wenn er nur nicht irgendwo krank geworden und gestorben ist! Davor ist mir am meisten bange. Lebt er, o so kommt

er vielleicht bald zu uns zurück; dann erst wollen wir uns des Lebens recht freuen.

Die getäuschte Mutter! Sie sollte ihren Sohn nicht so bald wieder sehen! Johann, dessen Seele nach Heldenthaten dürstete, befand sich in einem Lande, dessen Fürst in einen Krieg verwickelt wurde. Die Rekrutirung war stark und scharf; Johann wurde aufgehoben und mußte Soldat werden. Von nun an begann ein neues Leben für ihn.

Zum Soldaten hatte Johann die beste Anlage. Das Exercitium war bald erlernt. Er zeichnete sich gleich zu seinem Vortheile aus, und gewann durch seine Geschicklichkeit und Pünktlichkeit das Vertrauen und die Zuneigung seiner Vorgesetzten. Schon nach einem halben Jahre wurde er Corporal, und nicht lange darauf avancirte er zum Feldwebel.

Gleich in dem ersten Treffen, an welchem Johann Theil nahm, gab er mehrere Beweise von Unerschrockenheit und Muth. Ihm hatte man vorzüglich die Einnahme einer feindlichen Schanze zu danken, die von Wichtigkeit war. Der General ließ ihn vor sich kommen und lobte seine Tapferkeit. Oeffentlich erhielt er im Angesichte des ganzen Regiments eine goldne Ehrenmedaille und die Charge eines Unterlieutenants.

Der Krieg wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Das Regiment, unter welchem sich Johann befand, zeichnete sich vor allen andern aus, und machte reichliche Beute. Johann wurde nach und nach ein reicher Mann, und da er bei jedem Gefechte sich neue Verdienste erwarb, so rückte er endlich zum Oberlieutenant vor. Um den Kriegs-Operationen einen neuen Schwung zu geben, wurde der Kronprinz zum Oberfeldherrn er-

nannt, und erschien in Person bei der Armee. Mit Jubel empfing sie ihn; seine Gegenwart belebte das Heer zur größten Tapferkeit.

Der Anblick des feurigen Heeres brachte Enthusiasmus in die Seele des Kronprinzen. Er ordnete alles selbst an, stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und trotzte den größten Gefahren. Man war um sein Leben besorgt. Der Generalstab bat ihn dringend, sich zu schonen, sich nicht in so große Gefahren zu begeben. Vergebens! überall war er der Erste.

Was man allgemein und mit sichtbarer Aengstlichkeit besorgte, traf beinahe ein. Eines Tages entfernte sich der Kronprinz, ohne Begleitung, zu weit vom Lager, wurde von einigen feindlichen Dragonern umringt, und schwebte in der sichtbarsten Gefahr, seine Freiheit oder sein Leben zu verlieren.

Zum Glück war Johann Herzing gerade auf Recognoscirung ausgeritten. Der Zufall führte ihn in die Gegend, in welcher sich der Kronprinz, umringt von feindlichen Reitern, befand. Herzing erblickte ihn; sprengte herbei; drang durch die Dragoner; ließ sich mit ihnen in ein Handgemenge ein, und verschaffte dadurch dem Prinzen die Gelegenheit, eiligst zu entfliehen. Kaum sah er denselben in Freiheit, als er sich glücklich durch die Feinde durchschlug und ihnen gleichfalls entrann.

Groß und allgemein war die Freude im Lager, als man vernahm, in welchen Gefahren der geliebte Kronprinz geschwebt, und wer ihm Freiheit und Leben gerettet habe. Herzing wurde fast auf den Händen getragen. Laut pries man ihn als den Retter des Oberfeldherrn, laut erkannte man ihm ein höheres Avancement zu. Der Kron-

prinz dankte ihm öffentlich, und ernannte ihn zum Obristen. So stieg Herzing von einer Stufe zur andern, und wurde am Ende einer der angesehensten und zugleich reichsten Officiere in der Armee.

Unterdeß darbten seine Eltern in großer Noth. Die Verhältnisse, in welchem sein Vaterland mit dem kriegführenden Lande stand, dem er diente, machten es ihm unmöglich, sie mit Geld zu unterstützen, und die Briefe, die er im Laufe des Krieges an sie schrieb, gingen verloren.

Der alte Herzing, durch ein paar Mißjahre sehr gedrückt, sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, Geld zu borgen und Haus und Aecker zu verpfänden. Da seine äusserlichen Umstände sich mit jedem Jahre verschlimmerten, so bemächtigte sich seiner Seele eine finstre Unzufriedenheit, die in Lebensüberdruß und beinahe in Verzweiflung über-

ging. Die gute Margarethe tröstete, aber ihre Worte fanden immer weniger Eingang. Am Ende verlor auch sie ihre vorige Heiterkeit, Noth und Alter schwächten sie, und ihre Ansichten des Lebens wurden trübe.

Sophie, Herzings Tochter, war nicht mehr in Linsenau. Ein wackerer Landmann, in dem Dorfe Liebau, hatte sie geheirathet. Sie lebte zufrieden, aber auch in dürftigen Umständen. Oft besuchte sie ihre Aeltern, und erinnerte sich jedesmal mit ihnen an den Bruder Johann. Mit Liebe sprach sie von ihm, und alle wünschten, daß er noch am Leben und glücklich wäre. Oft trockneten Mutter und Tochter die Thränen, wenn sie von ihm sprachen, und ihnen der Gedanke einfiel, daß er vielleicht schon todt sey, und sie ihn nie wieder sehen würden.

Der Krieg, der eine Reihe von Jahren hindurch gedauert hatte, nahm ein Ende;

der Friede wurde geschlossen, und Johann Herzing beschloß, seine Aeltern jetzt zu besuchen. Dies geschah gerade zu der Zeit, in welcher des alten Herzings Noth aufs höchste gestiegen war. Seine Gläubiger forderten das vorgeschossene Geld zurück, und nahmen ihm, da er nicht zahlen konnte, seine Aecker weg. Nur seine Hütte blieb ihm noch übrig. Auch diese war verpfändet, auch sie sollte ihm genommen werden.

Weib, sprach der alte, niedergedrückte Herzing, wir sind jetzt die unglücklichsten Menschen. Wohin sollen wir uns wenden? Niemand wird sich unsrer annehmen! Ach, diese Hütte — sie ist klein, alt, baufällig, aber sie liegt mir sehr am Herzen! In ihr hat mein Vater, mein Großvater, mein Urgroßvater gewohnt, o wenn ich nur diese erhalten könnte! Ich kann daran nicht denken, daß ich sie verlieren soll.

Dieser Wunsch sollte unerfüllt bleiben. Dem alten Herzing wurde vom Gerichte bedeutet, daß, wenn er binnen vier Wochen nicht zahlte, sein Haus an den Meistbietenden verkauft, und mit der Kaufsumme seine Schuld getilgt werden sollte. Margarethe jammerte, Herzing schlich mißmuthig herum, und wünschte nicht länger zu leben. Er suchte hie und da Geld zu erhalten, wurde aber überall zurückgewiesen. Noch zwei Tage, und der Zahlungstermin war verflossen, die Hütte nicht mehr sein.

Gerade in dieser Zeit nahete sich der brave Sohn Johann Herzing seinem Geburtsorte. Er reiste als ein reicher Cavalier, und wurde überall mit ausgezeichneter Achtung behandelt. Sein Herz war gut geblieben und zog ihn mächtig zu seinen armen Aeltern hin. Inniglich freute er sich auf ihr Wiedersehen, und beschloß, sie zu überraschen.

Er wollte als ein reisender Officier sich bei ihnen einquartieren, sie in Rücksicht ihrer Gesinnungen gegen den Sohn ausforschen, und sich ihnen dann zu erkennen geben.

Johann Herzing kam in das Dorf Liebau, und vernahm, da er sich schon hier um das Befinden seiner Aeltern erkundigte, daß seine Schwester hier verheirathet sey. Er eilte zu ihr. Sie erkannte ihn nicht. Welch' Entzücken, als er sich ihr zu erkennen gab. Sie vergoß Freudenthränen. Weinend erzählte sie ihm von den schlechten Umständen der Aeltern, und der großen Verlegenheit, in welcher sie in Rücksicht ihrer Wohnung schwebten. Der reiche Sohn freute sich herzlich, daß er im Stande sey, dem Elende seines Vaters ein Ende zu machen, und ihm aus aller Verlegenheit zu helfen. Sophie wollte den Bruder sogleich zu den Aeltern begleiten, er aber bat sie, dieses

nicht zu thun, weil dadurch sein Ueberraschungsplan leicht vereitelt werden könnte. Ich werde mich, sprach er zur Schwester, für die künftige Nacht bei den Aeltern einquartieren, und mich ihnen heute noch nicht zu erkennen geben; dies soll erst morgen geschehen; dann komme auch du, liebe Sophie, nach Linsenau; bei deinem Eintritte in die Stube sollen die Aeltern erfahren, daß ich ihr Sohn sey.

Sophie that nur ungern auf das Vergnügen Verzicht, ihren Bruder sogleich zu begleiten. Sie wußte sich, bei dem Gedanken an den kommenden Tag, vor Freude nicht zu fassen. Brüderlich drückte ihr Johann Herzing die Hand, und schied von ihr gerade als die Sonne sich zum Untergange neigte. Er näherte sich bei milder Abenddämmerung seinem Geburtsorte. Stille Freude senkte sich in sein Herz. Die ersten hier

zugebrachten Jahre des Lebens schwebten freundlich vor seiner Seele. Ach, ewig unvergeßlich sind uns die Fluren der Heimath, auf welchen wir die erste Luft einathmeten, und uns gleichsam in diese Welt der Prüfung und Vorbereitung einbürgerten! Wohl dem, der sich der lange nicht gesehenen Heimath, so wie Herzing, mit dem Gedanken nähern kann, daß er die Zeit der Abwesenheit wohl angewandt, sich Verdienst, Liebe und Achtung erworben, und in fernen Landen seinem Geburtsorte Ehre gemacht habe!

Herzing erreichte Linsenau. Das Dorf hatte keinen Gasthof; Herzing ersuchte daher den Dorfrichter, ihn in ein Privathaus einzuquartieren. Der Richter war hiezu gleich bereit, und schlug dem reisenden Officiere Häuser vor, in denen er noch die meiste Bequemlichkeit finden könnte. Dieser aber bestand darauf, in des alten Herzings

Haus geführt zu werden, wo er übernachten wollte. Der Richter zuckte die Achseln, und stellte ihm vor, daß er bei Herzing übel wohnen und alle Bequemlichkeit vermissen werde, indem der Mann sehr arm sey, und übermorgen auch seine Wohnung verlieren dürfte. Doch Johann bestand darauf, daß man ihn bei Herzing einquartiere. Der Richter ließ ihn daher hinführen.

Der alte Herzing ward durch die Ankunft des angesehenen Gastes nicht wenig überrascht. Er wußte es sich nicht zu erklären, wie er zu der Ehre käme, einen solchen Cavalier bei sich zu beherbergen. Margarethe that sehr geschäftig, und räumte mit weiblicher Emsigkeit in der Stube auf. Johann wurde durch den Anblick seiner so lange nicht gesehenen Aeltern, auf deren Gesicht tiefer Gram zu lesen war, sehr gerührt. Kaum konnte er sich enthalten, ih-

nen zu sagen, wer er sey. Er bat sie mit aller Artigkeit, sich durch ihn nicht stören zu lassen, und erkundigte sich um ihr Befinden. Bei der Frage, ob sie keine Kinder hätten, erzählte ihm der alte Herzing die Geschichte seines Sohnes, und Margarethe drückte ihren Schmerz darüber, daß sie von ihm nichts erführen, mit einer so innigen mütterlichen Liebe aus, daß Johann sich umwandte und seine Augen trocknen mußte. Er tröstete sie mit der Hoffnung, daß ihr Sohn einmal unverhofft zu ihnen zurückkehren, und sie aus dem üblen Zustande reißen könne, in welchem sie sich gegenwärtig befänden.

Auf die Frage, ob Johann sich lange in Linsenau aufhalten werde, antwortete er, daß er morgen frühzeitig wieder abreisen wolle. Er packte seinen Coffre zum Theil aus, und legte mehrere gefüllte Geldbeutel,

die sich darin befanden, auf den Tisch. Der alte Herzing sah sie; das Gold, welches durchfunkelte, wirkte nicht nur auf sein Auge, sondern auch auf sein Herz. Der Gedanke, daß ihm mit einem Theile davon für immer geholfen wäre, ergriff seine Seele, und eine lasterhafte Lüsternheit bemächtigte sich seines Gemüthes. Schrecklich erschien ihm die Zukunft, als er daran dachte, daß er nach zwei Tagen ohne Wohnung und entblößt von allen Bedürfnissen des Lebens in der Welt herumirren werde, reizend waren dagegen die Bilder, die ein böser Geist ihm vorgaukelte, wenn er sich in den Besitz eines jener Beutel setzte. Er schauderte bei einem Gedanken, der im Innersten seiner Seele heimlich aufstieg, und den das schwärzeste Laster ihm eingab. Aber bald war er mit demselben vertraut; ein schrecklicher, ruchloser Vorsatz beschäftigte seinen Geist.

Johann begab sich zur Ruhe. Ermüdet von der Reise, sank er bald in einen tiefen Schlaf. Auch Herzing und Margarethe legten sich nieder. Weib, sprach jener leise zu dieser, der Herr hat viel Gold. Ein Theil davon — Margarethe — wenn wir — wenn wir auch nur ein Drittheil davon hätten, uns wäre für immer damit geholfen.

Mann, versetzte darauf die tugendhafte Frau, woran denkst du wieder? Ich glaube, du hast Lust — doch still davon — so böse kannst du es nicht meinen.

Herzing schwieg. — Margarethe schlief ein. Er aber hatte einen harten Kampf. Lasterhafte Regungen des Herzens ließen ihn nicht einschlafen. Finster, wie die Nacht, war es in seinem Innern. Er schwankte zwischen Gefühlen der Tugend und den reizenden Lockungen des Lasters. Was er er-

greifen sollte, wußt' er lange nicht. Von der einen Seite fesselte ihn die Aussicht auf eine glückliche, sorgenlose Zukunft, wenn er der bösen Regung folgte, von der andern schreckte ihn die Möglichkeit der Entdeckung. Den Ausschlag gab der Gedanke: niemand im Dorfe kennt den Offizier; der Dorfrichter weiß wahrscheinlich, daß derselbe morgen abreisen will; niemand wird sich weiter um ihn bekümmern.

Herzing verließ leise das Bett, schlich sich zum Lager des ungekannten Sohnes, und beging mit Hastigkeit die schrecklichste That — der Vater wurde des Sohnes Mörder. Ein kalter Schauer überfiel ihn, als der Gast ohne Leben vor ihm lag. Er stürzte zu Margarethen hin. Sie that einen Schrei des Schreckens, als sie von der ruchlosen That hörte. Der Leichnam wurde in dem

Garten verscharrt, und der Koffer mit dem Gelde in einen verborgenen Winkel des Hauses geschafft.

Das Gewissen erwachte, und schrecklich tobte es in Herzings Brust. Margarethe war untröstlich. Der Morgen kam, Herzing wagte es kaum, seiner Frau ins Angesicht zu sehen. Er erblickte sich in dem Spiegel, und schauerte vor sich selbst zurück. Unruhig und gepeinigt von gräßlichen Vorwürfen schlich er herum. Da stürzte seine Tochter Sophie in die Stube. Wo ist er? rief sie freudig, indem sie forschend sich in dem Zimmer umsah.

Wer? meine Tochter? fragte Margarethe.

Sophieen fiel es auf, ihre Aeltern in Unruhe und Angst zu finden. Wie? rief sie aus, ist denn kein Offizier bei euch?

Herzing war verstört, und antwortete: ich weiß von nichts!

Sophie eilte zum Dorfschulzen, und erkundigte sich um ihren Bruder.

Der Richter versicherte, daß er den gestern angekommenen Offizier bei ihren Aeltern einquartiert habe, und begleitete sie sogleich zu ihrem Vater.

Mein Gott! rief Sophie, als sie mit dem Schulzen in die Stube trat; ihr wollt mich gewiß überraschen; ich weiß aber schon alles; schon gestern hab' ich ihn gesprochen; der Offizier ist Euer Sohn, ist Johann, mein Bruder!

Heiliger Gott! wir Unglücklichen! schrie Margarethe auf, und sank ohnmächtig zu Boden.

Schrecklich! schrecklich! rief Herzing, ich habe den Sohn ermordet!

Sophie und der Richter bebten bei diesen Worten zurück. — Herzing überlieferte sich den Händen der Gerechtigkeit. Auch Margarethe ward eingekerkert. Sie verlor den Verstand, und starb im Gefängnisse. Herzing vernahm nach zwei Monaten sein Todesurtheil.

XV.

Der Geburtstag.

Sanft erhob sich die Sonn' am heitern östlichen Himmel,
Segnend mit lächelndem Blick' Hügel und Wiese und Thal,
Da saß einsam der stille, würdige Pfarrer zu Grünthal
In der duftenden Laub', sinnend der Häuslichkeit Glück.
Leise hüpfte vorbei das Bild der goldenen Jugend,
Ach! der seligen Zeit, die noch im Alter uns hebt,
Und der Gegenwart Glück erwog der sinnende Lehrer,

Dir, o Geber, dankt' er dafür mit kind-
lichem Sinn.
Walther feyerte heut den vierzigsten fro-
hen Geburtstag,
Segnend sein besseres Loos, Gattinn
und Kinder und Haus,
Auch die Liebe der wackern Gemeinde, die
Freundschaft des Grundherrn,
Und das Gute, das er glücklich im Am-
te gewirkt.
Froh und zufrieden, so sprach der ernstge-
wordene Pfarrer,
Wall' ich zum höheren Ziel, wall' ich
durchs Leben dahin.
Mag, umglänzt von Silber und Gold und
Edelgesteinen,
Jubeln der Reiche der Stadt, rühmen
der Kaufmann sein Glück.
Nein! ich beneide sie nicht, vertauschte aber
auch wahrlich!

Mit dem blendenden Prunk niemahls
das häusliche Glück,
Welches jeden erfreut, der fromm und im-
mer genügsam,
Still und ohne Geräusch bessernd genies-
set die Welt,
Und in heiliger Eintracht, geliebt vom Wei-
be und Kindern,
Suchet den Himmel im Haus bei der
Erfüllung der Pflicht.
Schlüpfrig sind die Pfade des Ruhms, ge-
fährlich der Tugend,
In der ruhigen Hütt' hier nur gedeihet
sie wohl;
Hier erhebet sich oft zum Ideale des Guten
Sanft das bessere Herz, liebend und
wieder geliebt.
Was auf goldenem Thron' der edlere Herr-
scher vergebens

Sehnsuchtsvoll wünschet, wird dir, ruhiger Bürger, zu Theil.
Freud' umtanzet den spärlichen Herd und stillerer Friede,
Gleich der milderen Flamm' lodert im Innern er auf;
Und im häuslichen Zirkel gebildet, gerathen die Kinder,
Manche schlummernde Kraft wachet da glücklicher auf.
Hieher flüchtet sich leis' die tiefbeleidigte Unschuld,
Findet hier lindernden Trost und des Verlustes Ersatz.
Vieles duldet der Mensch, er duldet es männlich und willig,
Wenn der Häuslichkeit Kranz lohnend die Stirne umflicht.
Muthig klimmet empor der Mann, sich nähernd dem Ziele,

Und das zärtliche Weib ebnet dem Pilger die Bahn,
Trocknet die triefende Stirn am schwülen Mittage des Sommers,
Und am Abende winkt freundlich ihr segnender Arm.
Er nicht allein, auch sie, die weichgeschaffene Seele,
Duldend wallet auch sie höher und höher zum Ziel.
Ach, der Lasten im Haus', der kleinlichen Zwiste und Sorgen
Wachen viele mit ihr, mit der Geliebtesten, auf;
Ja, die männliche Kraft, kaum trüge sie jene Beschwerden,
Welche das häusliche Weib träget mit duldendem Sinn;
Doch der Liebe Gewalt, des Mannes zärtliche Großmuth

Mildert herberen Schmerz, wandelt Beschwerde in Glück.
Sieh das holde Geschöpf, den lächelnden Säugling im Arme,
Wie er mit kosender Hand streichelt der Mutter Gesicht;
Rein wie der Morgen im Lenz' und wie ein Engel unschuldig,
Liegt er ruhig, und lallt Liebe und Hoffnung ihr zu.
Ach, da sinket der Schmerz, es sinken bängliche Sorgen
In der Vergessenheit Meer tiefer und tiefer hinab;
Dann erhellt ein milderes Licht den Tempel der Zukunft,
Und die Gegenwart wiegt Indiens Reichthum nicht auf.
Glücklich, welchen der Herr mit solchen Freuden beschenkt hat

Und mit ehlichem Glück, denn o der
Himmel ist sein!

Also dachte der Pfarrer, und leise nahte
die Gattinn,
Leise nahte der Schwarm freundlicher
Kinder heran.
Duftende Blumen des Mays, gewunden in
Sträußer und Kränze,
Brachten dem Vater sie dar, ihm ein
erfreulich' Geschenk.
Vater! — so rief Lenore, des Pfarrers ro-
sige Tochter,
Ihm bekränzend das Haupt — oft noch
erlebe den Tag!
Sieh'! wie freuen wir uns, daß unser Vä-
terchen glücklich,
Voll Gesundheit und Kraft, heute be-
gehet sein Fest!
Und es umarmten den Vater die Kinder, und
Röschen, das kleinste,

Weinte Thränen des Danks, hängend dem Vater im Arm.
O gesegnet seyd mir — so sprach der redliche Pfarrer —
Gott erhalte euch stets fröhlich und ehrlich und fromm!
Und es entrollten ihm Zähren der tiefsten Rührung und Liebe,
Und den dankenden Blick hob er zum Himmel empor.
Heiter flossen dahin die Stunden des festlichen Tages.
Selig, wer häusliches Glück pfleget mit liebendem Sinn!

XVI.

Das Leben in der Stadt.

Eine wahre Geschichte.

Lisette war von unbemittelten Aeltern geboren, die ihre Tochter aber treu zu allem Guten erzogen, und sie besonders in weiblichen Arbeiten unterrichten ließen.

Meine Tochter, sagte oft der Vater zu ihr, wir sind arm, und du hast von uns wenig zu erwarten. Aber der, welcher der Guten Vater ist, und sie nicht verläßt, wird auch dein Vater seyn, wird auch dich nicht verlassen. Wandle nur immer auf seinen Wegen und sey rechtschaffen und fromm.

Des Vaters gute Lehren und Ermahnungen fielen auf keinen unfruchtbaren Boden. Lisette faßte sie mit Liebe auf, und bewahrte sie in ihrem Herzen.

Die Aeltern starben, und Lisette stand nun auf Gottes Erde allein. Da sie als ein gutes, gelehriges Mädchen bekannt war, so beschloß eine reiche Frau ihres Geburtsortes, sie zu sich zu nehmen.

Lisette nahm froh und dankbar das Anerbieten dieser Dame an, und zog in das Haus derselben. Hier wurde ihr besonders die Aufsicht über ein kleines Mädchen anvertraut, das bald an Lisetten mit Liebe hing, und von ihr auf eine recht verständige Weise behandelt wurde.

Lisette war mit ihrer Lage sehr zufrieden. Ihre Geschäfte waren nicht zu zahlreich, und sie fand dabei Gelegenheit, ihren Verstand durch Lesen nützlicher Schrif-

ten mehr auszubilden, und auch in weiblichen Fertigkeiten sich mehr Gewandtheit und Geschicklichkeit zu erwerben.

So lebte Lisette mehrere Jahre. Ihre Frau gewann sie ungemein lieb, unterhielt sich oft mit ihr, und erwies ihr viele Gefälligkeiten.

Bei den vielen guten Eigenschaften, die Lisette besaß, war sie doch nicht ganz frei von manchen fehlerhaften Eigenheiten ihres Geschlechts. Die Erbsünde dieses Geschlechtes — Eitelkeit genannt, bethörte zuweilen auch Lisettens Herz. Auf einen schönen Anzug legte sie einen großen Werth, und sah' es gerne, wenn ihr Aeußeres gefiel, und die Blicke Anderer auf sie zog.

Zu ihrem Leidwesen, das sie übrigens sehr verheimlichte, war sie in ihrer damahligen Lage nicht im Stande, die Wünsche ihrer Eitelkeit zu befriedigen. Um so er-

wünschter kam ihr der Antrag einer vornehmen Dame in der Hauptstadt des Landes, bei ihr die Stelle einer Kammerjungfer anzunehmen.

Ihre jetzige Frau wünschte sie zu behalten, und versprach ihr, ihren äußerlichen Zustand mit jedem Jahre zu verbessern, und Lisette wäre geblieben, wenn sie mehr den Eingebungen des Herzens als den Einflüsterungen der erwachten Eitelkeit gefolgt hätte. Doch der Gedanke an die Hauptstadt und an die Kammerjungfer bethörte sie. Lisette kündigte ihrer bisherigen Herrschaft ihre Dienste auf, und wurde Kammerjungfer.

Auch in der Hauptstadt gefiel es Lisetten wohl, ja es kam ihr bald vor, als ließe es sich hier weit angenehmer und schöner leben als in der Provinz. Was sie noch nie gesehen hatte, sah sie jetzt — einen

Aufwand, eine Pracht, wie man beides nur in der reichen Hauptstadt sehen konnte.

Lisette wurde durch diese Herrlichkeiten der Residenz hingerissen. Ihre Frau gehörte zu den ersten Damen in derselben, und Lisetten schmeichelte es nicht wenig, in ihrem Dienste zu stehen. Ihre Eitelkeit bekam immer mehr Nahrung, und ihr Sinn für das Stille und Einfache ging bald zum Theil verloren. Das Flitterleben der großen Welt dünkte ihr ungemein reizend, und sie hätte alles darum gegeben, wenn sie nur einen Tag lang die Rolle ihrer Frau hätte spielen können.

Kaum zwei Monate lang befand sich Lisette in der Residenz, und schon war eine so merkliche Veränderung mit ihrer Denk- und Gesinnungsart vorgegangen. Sie hatte bereits selbst die Kraft verloren, es zu bemerken, wie sehr die bessern Gefühle ihres

Herzens nach und nach geschwächt und in Schlummer gewiegt wurden, wie stark dagegen die Sinnlichkeit erwachte und ihre reine Brust befleckte.

Um diese Zeit wurde Lisette durch einen angenehmen Besuch überrascht. Madame von Clarenau, ihre vorige Frau, kam nach der Residenz, und konnte sich nicht enthalten, selbst nachzusehen, wie es ihrer lieben Lisette gehe. In ihrer Gesellschaft befand sich ein geschickter Wundarzt, Herr Linold, der Lisetten kannte, und ihr mit inniger Freundschaft zugethan war. Ihre guten Eigenschaften hatten ihn für sie so eingenommen, daß es bei ihm beschlossen war, Lisetten, sobald es seine äußern Umstände erlaubten, Herz und Hand anzubieten, und sich mit ihr ehelich zu verbinden.

Madam von Clarenau und Linold wurden von Lisette mit Freude empfangen.

Beide bemerkten aber bald, daß ihr das Leben in der großen Stadt nur zu wohl gefalle, und ihr Herz bereits unter den Zerstreuungen derselben gelitten habe.

Linold, der Lisetten aufrichtig und innig liebte, ihr aber, aus verschiedenen Gründen, seine Absichten auf sie nicht deutlich genug zu erkennen geben konnte, forderte sie mit Herzlichkeit auf, die Residenz zu verlassen, und in ihren Geburtsort zurückzukehren, wo sie in dem Clarenauschen Hause die alte Liebe und Anhänglichkeit wieder finden, und mehr nach ihrem Herzen und Verstande werde leben können, als in dem Tumulte der Residenz.

Allein Lisette wollte von solchen Vorschlägen nichts hören. Es gefiel ihr in ihrer gegenwärtigen Lage so wohl, versicherte sie, daß sie es für nichts anders, als für Thor-

heit ansehen könnte, wenn sie, ohne dringende Noth, dieselbe veränderte.

Linold wiederholte seine Aufforderungen auf eine eindringliche Weise. Aber Lisette, die seinen Plan nicht ahndete, war nicht zu bewegen, sie einer nähern Erwägung zu würdigen. So schieden sie von einander.

Mit jedem Tage gewann das Leben der geräuschvollen Stadt für Lisette größeren Reiz. Ihre Bekanntschaften erweiterten sich, und mehrere artige junge Herren thaten so verbindlich gegen sie, daß das getäuschte Mädchen, dem so etwas bis dahin ganz fremd geblieben war, sich vor Freude nicht zu lassen wußte. Die Schmeicheleien dieser süßen Herren thaten ihr ungemein wohl, besonders nahm das Lob, das sie ihrer Schönheit ertheilten, ihr Herz gefangen. Das gute Mädchen hielt ihre Worte für baare Münze, und ahndete nicht, daß es nur

Rechenpfennige waren. Auch das beste weibliche Wesen ist solchen Täuschungen ausgesetzt, wenn es nicht strenge über die Regungen der Eitelkeit wacht. Lisette hatte keinen erfahrnen Freund und Rathgeber, und je unbefangner und unschuldvoller sie in die Residenz kam, desto mißlicher mußte ihre Lage in derselben für ihre Tugend werden.

Anfangs benahmen sich die jungen Leute, die Lisetten ihre Besuche machten, mit sittsamer Artigkeit, aber nach und nach wurden ihre Reden freier und anstößiger. Vieles, was dem guten Mädchen bis dahin heilig gewesen war, wurde von ihnen zum Gegenstande ihrer faden Witzeleien gemacht. Lisette hörte sie Anfangs mit Unwillen an, gewöhnte sich aber allmählich daran. Die Reden und Scherze ihrer Schmeichler wurden immer zweideutiger und unanständiger. Oft mußte sie darüber hoch erröthen. Doch

bald würde vielleicht ihr Herz betäubt, der Tugend untreu geworden, und sie in die aufgestellten Netze des Lasters gefallen seyn, wenn nicht ein unangenehmes Ereigniß ihre äußere Lage und den Zustand ihres Innern mit Einemmahle geändert hätte.

Lisette beneidete ihre Gebieterinn besonders des köstlichen Schmuckes wegen, den dieselbe besaß. Eines Tages war Lisette ganz allein. Ihre Frau hatte ihr aufgetragen, ein paar neue köstliche Kleider zu untersuchen, ob sie bei den zwei letzten Bällen, auf welchen sie in denselben erschienen war, nicht gelitten hätten.

Lisette verspätete sich etwas mit diesem Geschäfte. Mit Wohlbehagen betrachtete sie die kostbaren Kleider, und ihre Eitelkeit that thörichte Wünsche.

Es fiel ihr ein, eines von diesen Kleidern anzulegen, und zu sehen, wie es ihr

ließe. Auch ein theures goldnes Halsgeschmeide nahm sie aus dem Garderobekasten, um sich damit zu schmücken.

Hatte Lisette eines von den einzelnen Kleidungsstücken angelegt, so hüpfte sie in das nächste Zimmer, um sich in den daselbst befindlichen großen Spiegeln zu besehen. Eben war sie fast ganz angekleidet, als ein Bürger der Stadt, Namens Martinet, der für dieses Haus arbeitete und in demselben oft aus- und einging, in das Garderobenzimmer trat, und darin niemanden, wohl aber prächtige Kleidungsstücke und das kostbare, glänzende Halsgeschmeide erblickte.

Durch die Thüre dieses Zimmers sah er, daß Lisette in einem andern vor dem Spiegel stehe, und sich mit Wohlgefallen besehe. Deutlich vernahm er die Worte:

„Das läßt nicht übel! das läßt recht schön!“

Martinet lächelte. Eitles Mädchen! dachte er bei sich, und wollte in das andere Zimmer treten, und Lisetten überraschen. Doch in diesem Augenblicke fuhr ihm ein Gedanke, den ihm der Geist des Lasters eingab, durch die Seele.

Martinet trat leise von der Thüre zurück, sah nach dem Halsgeschmeide, ergriff es, steckte es ein, schlich sich zur Stube hinaus, und kam aus dem Hause, ohne von jemanden gesehen worden zu seyn.

Lisette stand noch immer vor dem Spiegel, und besah sich von allen Seiten. Oft wiederholte sie die Worte, die sich dem ehrlosen Martinet tief eingeprägt hatten: „Das läßt nicht übel! das läßt recht schön!“

Mit Einemmahle hörte sie eine Kutsche anfahren. Ein Bedienter kam vorausgesprungen, und kündigte Lisetten die Ankunft ihrer Gebieterinn an.

Sie fuhr sehr bestürzt zusammen. Der Bediente lächelte. Sie sehen in diesem Gewande reizend aus! ich hätte Sie beinahe für unsre gnädige Frau angesehen! sprach er in etwas spottendem Tone.

Lisette eilte, sich des Gewandes ihrer Gebieterinn zu entledigen. Doch diese trat in das Garderobenzimmer, als ihre Kammerjungfer mit dem Entkleiden kaum zur Hälfte fertig war. Was soll das sagen, Lisette? sprach sie in dem Tone der Befremdung.

Lisette erröthete, und gestand ihre Eitelkeit. Ihre Gebieterinn verwies ihr dieselbe mit einem freundlichen Lächeln.

Der Bediente, der das eitle Mädchen in fremdem Schmucke gefunden hatte, war nicht so großmüthig. Er machte sichs zum Vergnügen, der sämmtlichen Dienerschaft des Hauses, die Lisetten, weil sie von der Frau sichtbar begünstigt wurde, eben nicht hold war, seine Entdeckung mitzutheilen.

Lisette merkte es bald an dem heimlichen Geflüster, an dem spottenden Lächeln und an dem häufigen Hinsehen nach ihr, daß das ganze Haus von dem Verfalle unterrichtet sey, und empfand dies sehr übel.

Das arme Mädchen! seiner warteten noch ganz andere Unannehmlichkeiten! Den Tag darauf besuchte sie ihre beste Freundinn in der Residenz. Sie fand ihr Wohnzimmer leer. Bald aber hörte sie auf den Treppen ein lautes Reden. Sie erkannte die Stimme ihrer Freundinn Nanette, wollte ein Späßchen mit ihr machen, und

versteckte sich schnell in der anstoßenden Kammer.

Nanette erschien nicht allein, sondern in Gesellschaft ihrer verheuratheten Schwester und dreier jungen Herren, die auch Lisetten fast täglich ihren Besuch machten, und ihr Herz bereits durch die übertriebenen Schmeicheleien bestrickt hatten.

Die jungen Leute sprachen laut, und lachten übermäßig. Ein spöttischer Einfall kam nach dem andern, und Lisette bedauerte denjenigen, den diese beißenden Spottreden träfen. Doch wie erschrack sie, als sie bald erfuhr, daß sie selbst der Gegenstand dieser beleidigenden Witzeleien sey. Ihr Herz empörte sich, als sie Menschen über sich spotten hörte, die ihr täglich die größten, schmeichelhaftesten Schönheiten zu sagen gewohnt waren, und daß selbst Nanette, die sie bisher für ihre beste, auf-

richtigste Freundinn gehalten hatte, in die Spöttereien von Herzen mit einstimmte.

Lisette, sprach der eine von den jungen Herren, ist im Grunde ein albernes, wenn gleich niedliches Ding!

O ich bitte dich, versetzte der andere, du urtheilst noch zu gelinde über sie. Ihre Niedlichkeit, es ist die Niedlichkeit eines Zieräffchens!

Dabei bildet sie sich denn doch große Dinge ein, sprach Nanette. Man sagt zwar, jedes Frauenzimmer sey eitel, aber eine so abgeschmackte, dumme Eitelkeit habe ich noch bei Keiner gefunden, als bei ihr.

Ich möchte, sagte der dritte junge Herr, das eitle Kammerkätzchen gesehen haben, als es, prangend mit gestohlnen Federn, vor dem Spiegel stand, und vorerst den Bedienten, dann die Frau vor sich sah. Diese soll dem eitlen Ding einen scharfen

Verweis gegeben, und die stolze Närrinn mit der Dohle verglichen haben, der die Vögel die Federn ausgerupft hätten.

Geben Sie acht, versetzte Nanette, sie bleibt nicht lang' in diesem Hause, es ist ihr alles gram, und die Frau seit gestern auch ganz anders gegen sie gesinnt als sonst. — Gelacht habe ich neulich, als das eitle Ding mir im Vertrauen versicherte, daß Sie alle drei ihr die Heurath versprochen hätten.

Die jungen Herren fingen hell laut an zu lachen, und riefen einmal nach dem andern aus: Das dumme Ding! Die Heurath versprochen! Hahaha! sie nimmt den offenbarsten Scherz und Sport für Ernst und Wahrheit!

Lisetten brach bei diesen Reden fast das Herz. Was innerer Schmerz und Seelenangst sey, erfuhr sie erst in dieser Stun-

de. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen, und schrecklich schien ihr die Täuschung, in der sie so lange gelebt hatte.

Im Innersten beschämt und erschüttert, schlich sie sich leise zur Thüre der Kammer, öffnete sie vorsichtig, und entschlüpfte so ganz ungesehen. O Gott! rief sie aus, als sie in ihr Zimmer kam, ist es möglich, daß so viel Lug und Trug in einem menschlichen Herzen wohnen kann?

Sie weinte bitterlich. Am schmerzlichsten war für sie der Umstand, daß selbst Nanette, die sich immer als die redlichste, innigste Freundinn gegen sie benommen, und der sie daher ihr Herz ganz aufgeschlossen, alle ihre Geheimnisse treuherzig anvertraut hatte, eine elende Heuchlerinn war. Aber bei ihrem größten Schmerze erwachten mit neuer Kraft ihre bessern Gefühle, und brachten ihr lindernden Trost. Der Gedanke,

daß, so viele Schwächen sie auch habe, ihr Herz doch im Grunde gut und entfernt von jener teuflischen Heuchelei sey, die sie so eben bei Nanetten und den dreien jungen Herren entdeckt hatte, dieser Gedanke war Balsam für ihr verwundetes Gemüth.

Sie sank auf einen Stuhl, und stützte ihr Haupt. Gott, seufzte sie, vergib mir die Schwächen, an denen ich leide, vergib mir besonders die Eitelkeit, die mich schon zu mancher Thorheit hingerissen hat, und verleihe mir Kraft, die Fehler, die mir ankleben, abzulegen, und wieder so zu werden, als ich, entfernt von der großen Stadt, gewesen bin.

Der Wunsch, wieder in dem Geburtsorte zu leben, bemächtigte sich jetzt Lisettens Seele. Es schwebten so schöne, so reizende Bilder von den dort verlebten Tagen ihrem Herzen vor, daß jener Wunsch bald in heiße

Sehnsucht überging. Ach, seufzte sie, dort hatte ich mit Menschen zu thun, hier umschweben mich Masken.

Nach einer Stunde traten jene drei junge Herren in Lisettens Zimmer. Sie wurden von ihr mit Kälte empfangen. Schöne, liebenswürdige Lisette! sprach einer von ihnen, warum so unfreundlich?

O nennen Sie mich nicht schön, nicht liebenswürdig! versetzte sie, nennen Sie mich leichtgläubig, unbesonnen! nennen Sie mich eine Thörinn, die bisher an den faden Schmeicheleien maskirter junger Herren Gefallen fand, und in dem Wahne stand, als fühle ihr Herz das, was ihr Mund versicherte.

Die jungen Herren sahen Lisetten befremdet an, und sagten ihr in Einem Athem die unverschämtesten Schmeicheleien. Aber Lisette erwiederte sie mit Verachtung, wies

die ehrlosen Heuchler aus dem Zimmer, und verbat sich ihre fernern Besuche.

Durch all' diese Auftritte wurde Lisetten der Aufenthalt in der Residenzstadt sehr verleidet, und sie war fest entschlossen, ihren Aufenthaltsort so bald als möglich zu verändern, und sich in ihre Geburtsstadt zurückzuziehen. Doch der Ausführung dieses Vorsatzes legte sich ein bedeutendes Hinderniß in den Weg.

Nach einigen Tagen gab Lisettens Gebieterinn große Gesellschaft. Sie wünschte an diesem Tage den Halsschmuck anzulegen, den Martinet entwendet hatte. Lisette bekam den Auftrag, ihn aus dem Garderobenzimmer herbei zu holen. Sie öffnete den Schrank, in welchem derselbe aufbewahrt wurde; aber der Schmuck war nicht zu sehen, nicht zu finden.

Bestürzt eilte sie zu ihrer Frau, und meldete ihr dies. Diese begab sich selbst in das Garderobenzimmer; alles wurde durchsucht, aber das Halsgeschmeide fand sich durchaus nicht.

Lisette war über diesen Vorfall sehr betroffen; ihre Gebieterinn nicht minder. Unerklärbar war es beiden, wohin der Schmuck gekommen sey. So viel war gewiß, daß Lisette ihn vor ungefähr einer Woche zum Aufheben bekommen hatte.

Als sich das goldene Halsgeschmeide, das mit mehrern Brillanten besetzt war, auch den andern Tag nicht fand, so gerieth die Besitzerinn desselben auf die Vermuthung, daß ihre Kammerjungfer, vielleicht durch ihre Eitelkeit dazu verleitet, sich dasselbe zugeeignet habe. Der Vorfall vor einigen Tagen bestärkte sie noch mehr in dieser Vermuthung. Sie hatte ja Lisetten selbst über-

rascht, als das eitle Mädchen vorwitzig genug war, sich in den Kleidern ihrer Gebieterinn zu bespiegeln.

Lisette wurde zu ihrer Frau gerufen. Diese redete sie merklich unfreundlich an, und gestand ihr offen, daß sie der Ueberzeugung sey, Lisette habe sich das Halsgeschmeide zugeeignet.

Schrecklich klangen für das unschuldige Mädchen diese Worte. So eine Demüthigung mußte ihr Herz, welches so viel Gefühl fürs Gute besaß, ganz darnieder drükken. Sie bebte an allen Gliedern, sie wollte sprechen, vermocht' es nicht, nur weinen konnte das tiefbeleidigte Mädchen.

Ihre Gebieterinn hielt Lisettens Beben, ihr Erröthen und Verstummen für offenbare Beweise ihrer Schuld, und ließ sie hart an. Sie wollte, sprach sie, Lisetten dem Gerich-

te übergeben, wenn sie nicht binnen dreyen Tagen das Halsgeschmeide schaffte.

Jetzt gelangte Lisette wieder zu einiger Fassung; sie betheuerte, daß sie unschuldig sey, und beklagte sich über die Kränkung, die ihr durch einen so entehrenden Argwohn zugefügt worden sey.

Ihre Gebieterinn wurde darüber unwillig, und was sie gedroht hatte, führte sie aus. Sie gab die Sache bei dem Polizeiminister an, und dieser ließ durch zwei Gerichtsdiener Lisetten vor sich fordern.

Als Lisette die Polizeidiener erblickte, erschrack sie heftig, und als sie vernahm, daß dieselben gekommen waren, um sie abzuholen, sank sie fast ohnmächtig hin. Ihre Gebieterinn kam in das Zimmer. Lisette fiel vor ihr nieder, und flehte sie bei allem, was ihr heilig sey, an, zu verhindern, daß sie nicht vor Gericht geführt wer-

de. Die Frau versprach ihr dies, wenn sie bekennen wolle, wohin das Geschmeide gekommen sey.

Lisette betheuerte, daß sie davon nichts wisse, daß sie es nicht entwendet habe, und dies mit einem Eide bekräftigen könne. Ihre Gebieterinn, damit nicht zufrieden, ließ sie von den Gerichtsdienern abführen.

Der größte Schmerz durchwühlte Lisettens Brust. Mit zerrissenem Herzen und niedergeschlagenem Blicke folgte sie den Polizeidienern. Um ihr Unglück zu vergrößern, mußte es sich treffen, daß ihr auf der Straße — der Wundarzt Lindor begegnete. Er war in die Residenz gekommen, um Lisetten noch Einmahl aufzufordern, nach ihrem Geburtsorte zurückzukehren, und ihr seine Absichten auf sie, und seinen festen Vorsatz, ihr sobald als möglich Hand und Herz anzubieten, mitzutheilen.

Lisettens Schrecken war groß, als sie den ehrlichen Lindor erblickte. Sie wagte es kaum, ihn anzusehen. Lindor bemerkte mit Befremden die auffallende Verlegenheit seiner Freundinn. Er hielt und redete sie an. Ach, Lindor, seufzte sie, ich bin sehr, sehr unglücklich, aber, bei Gott! ganz unschuldig.

Lindor wollte sich um das Nähere ihres Zustandes erkundigen, aber die Gerichtsdiener befahlen Lisetten, sie nicht länger aufzuhalten. Er war nicht wenig bestürzt, da er sah, daß Lisette, die er so innig liebte, in den Händen der Gerechtigkeit sey. Sie schritt weiter, ohne sich ihm über ihre Lage entdecken zu können.

Lindor war fast betäubt. Nichts lag ihm jetzt mehr am Herzen, als Aufschlüsse über das Gesehene zu erhalten. Er eilte in das Haus, in welchem Lisette als Kammerjung-

fer lebte. Hier erfuhr er die Ursache von Lisettens Verhaftung. Er gerieth darüber in Bestürzung; aber so wie er ruhiger über die Sache nachdachte, war er auch von der Unschuld Lisettens überzeugt, und keinen Augenblick zweifelhaft, was er nun zu thun habe.

Lisette erschien vor dem Polizeiminister. Er empfing sie nicht unfreundlich, that aber so verfängliche Fragen an sie, daß sich das unschuldige Mädchen nur durch Thränen Erleichterung ihres innern Schmerzes verschaffen konnte. Der Schein zeugte gegen sie, aber sie fuhr fort, ihre Schuldlosigkeit zu betheuern.

Die Untersuchung zog sich in die Länge, und Lisette wurde als Arrestantinn behandelt. Sie litt unbeschreiblich; der Gedanke, daß ihre Schmach auch in ihrem Ge-

burtsorte bekannt werden könne, peinigte sie am meisten.

Da Lisette den ihr aufgebürdeten Diebstahl nicht bekennen wollte und nicht bekennen konnte, so wurde ihr von ihren Richtern die Folter angedroht. Das Gerücht sagt, daß sie wirklich in die Torturkammer geführt und gemißhandelt worden sey. Sie selbst sprach nie davon.

Länger als zwei Monate wurde die Unglückliche durch Verhöre und harte Ermahnungen geplagt. Man versuchte alles, um sie zum Geständnisse zu bringen. Endlich, da man sie durchaus dazu nicht bewegen konnte, entließ man sie. Es schien, als wäre jemand ins Mittel getreten, und habe durch seine kräftige Verwendung für sie ihre Freilassung bewirkt.

In das Haus ihrer Gebieterinn zurückzukehren, dagegen lehnte sich ihr Herz;

die Residenz zu verlassen, und ihre Zuflucht zu ihrer ersten Herrschaft zu nehmen, schien ihr auch nicht rathsam. Sie blieb in der Hauptstadt, miethete sich bei einer alten Frau ein, und war entschlossen, sich durch ihrer Hände Arbeit, durch Nähen, Stricken und Sticken zu ernähren.

In dieser Lage befand sich Lisette mehrere Wochen lang. Lindor gab sich Mühe, sie ausfindig zu machen, doch ohne Erfolg. Dieser brave, edle Mann hatte, überzeugt von Lisettens Unschuld, sich an Frau von Clarenau gewandt, und sie gebeten, sich für das unglückliche Mädchen zu verwenden. Diese trefliche Dame fühlte sich dazu verpflichtet, und that alles, um Lisettens Lage zu mildern. Ihren Bemühungen größtentheils verdankte diese ihre Freylassung.

Eines Tages ging Lisette in die Vorstadt. Es begegnete ihr Martinet, je-

ner ehrlose Entwender des goldenen Halsgeschmeides, redete sie freundlich an, und lud sie für morgen zu sich zu Tische. Lisette versprach zu kommen. Kaum hatte sie sich von ihm getrennt, als sie, mehr zu ihrer Bestürzung als Freude, auf Lindor stieß, der sich abermahls in der Residenz befand, um Erkundigungen über sie einzuziehen. Sie erröthete bei seinem Anblicke und vermochte kaum einige verwirrte Worte zu stammeln.

Um so größer war Lindors Freude. Mit Herzlichkeit redete er sie an, und wünschte, mit ihr allein zu sprechen. Sie kehrte mit ihm nach ihrer Wohnung zurück. Hier ergoß sie sich in Klagen über das ihr wiederfahrne Unglück, betheuerte unter Thränen ihre Unschuld, und fragte mit der ängstlichsten Besorglichkeit, ob man in ihrem Geburtsorte von ihren Unfällen unterrichtet sey.

Lindor suchte sie zu trösten, versicherte ihr, daß außer ihm und Frau von Clarenau niemand um die Sache wisse, und daß er und ihre vorige Herrschaft fest überzeugt wären, daß sie unschuldig sey.

O wenn sie davon wirklich überzeugt sind, sprach sie, so ist mein Kummer um vieles gemildert.

Lindor faßte sie traulich bei der Hand und sagte: Ich sah es voraus, daß es Ihnen, liebe Lisette, in der großen Stadt nicht so gehen werde, wie es ihr gutes Herz verdient. Ach, das Innere der Residenz ist nur für Menschen, die sich mit dem angenehmen Scheine der Dinge begnügen, kein Herz zu verlieren haben, oder so viel Kraft des Charakters besitzen, daß nichts mehr ihre gute Gesinnung zu ändern im Stande ist! Ihrer Erziehung, liebe Lisette, den Bedürfnissen Ihres Herzens, kurz Ihrem ganzen

Wesen ist das Leben einer kleinern Stadt weit angemessener. O darum eilen Sie zu uns zurück, Frau von Clarenau wird Sie mit Vergnügen wieder aufnehmen.

Wird sie dies? rief Lisette, wird sie dies wirklich?

Das wird sie gewiß! antwortete Lindor, und auch für mich wird es eine besondere Freude seyn, wenn ich Ihnen wieder nahe seyn kann.

Ich komme, Lindor, ich komme! versetzte das erfreute Mädchen. O nun bin ich nicht mehr verlassen und verkannt. Ich kann wieder in die Arme der Natur, der stillen häuslichen Freuden und der Freundschaft zurückkehren. O weg mit den lockenden Truggestalten der Residenzstadt, nur fern von ihr werden die Wunden heilen, die sie mir geschlagen hat.

Lindor war über diesen Entschluß Lisettens nicht wenig erfreut, und gab ihr dies deutlich zu erkennen. Er ging noch weiter, und gestand ihr mit einnehmender Offenheit, daß er für sie die aufrichtigste Zuneigung fühle, und gekommen sey, ihr Hand und Herz anzubieten; sie möchte sich nun offen erklären, ob sie mit freier Entschließung seinen sehnlichsten Wunsch erfüllen, und seine Gattinn werden könne. Für Lisette konnte nichts Ueberraschenderes kommen. Sie wurde durch Lindors Antrag ganz aus der Fassung gebracht. Als sie sich von der Verwirrung, in die sie gerieth, wieder etwas erholt hatte, sprach sie mit gesenktem Blikke: Lindor, ich habe Sie von jeher hochgeschätzt, und Ihre Tugenden haben mich immer sehr zu Ihnen hingezogen. — Aber das ahndete ich nie, daß Sie mir mit so viel Zuneigung zugethan wären. Sie haben mich

so überrascht, daß ich heute unmöglich mit Ruhe und Unbefangenheit auf Ihre Anfrage antworten kann. O Lindor, bedenken Sie wohl, daß auf mir ein schmählicher Verdacht ruhet, bedenken Sie wohl, was mit mir vorgefallen ist.

Ich habe alles bedacht, versetzte Lindor, und immer gefunden, daß mein Glück gegründet würde, wenn Sie meinen an Sie gethanen Wunsch zu erfüllen geneigt wären.

Lisettens Herz war tief gerührt. Sie hatte sich noch eine Stunde vorher elend geglaubt, jetzt fühlte sie sich durch Lindors Vertrauen über alle Maßen beglückt. Er schied von ihr mit der Bitte, daß sie alles wohl überlegen, und ihm morgen eine bestimmte Antwort geben möchte.

Den Tag darauf speiste Lisette bei Martinet. Er that gegen sie sehr verbindlich. Da er den Wein liebte, so trank

er auch jetzt so viel, daß seine Munterkeit bald in Lustigkeit überging. Er fing an, mit Lisetten zu schäkern. Bei diesen Scherzen wiederholte er mehrmahls die Worte: „Das läßt nicht übel! das läßt recht schön!“

Lisetten fiel dies auf; denn sie wußte es noch wohl, daß sie diese Worte gesprochen hatte, als sie sich in dem Spiegel betrachtete.

Sie verließ Martinet; aber die Worte: „Das läßt nicht übel! das läßt recht schön!“ wollten ihr nicht aus dem Sinne. Sie überlegte die Sache ruhiger, und kam auf die Vermuthung, daß vielleicht Martinet der Entwender des Halsgeschmeides sey.

Als Lindor sie bald darauf besuchte, theilte sie ihm im Vertrauen ihre Vermuthung mit, und fragte ihn um Rath, was

sie in dieser Sache mit gutem Gewissen thun könne.

Lindorn, der sich von allen Umständen unterrichten ließ, kam die Sache auch ernsthaft vor, und er rieth Lisetten, sie dem Polizeiminister anzuzeigen, und die nähere Untersuchung derselben dessen Klugheit zu überlassen.

Lindor verlangte hierauf zu erfahren, ob Lisette geneigt sey, seinen gestern ihr mitgetheilten Wunsch zu erfüllen und seine Gattinn zu werden. Lisette bat ihn, einige Wochen Geduld zu haben, wo sie ihm gewiß eine ganz bestimmte Antwort geben würde. Jetzt mache sie die Geschichte mit Martinet so unruhig und verwirrt, daß sie unmöglich mit der nöthigen Besonnenheit über einen Gegenstand nachdenken könne, der für sie und Lindor selbst von einer viel zu großen Wichtigkeit sey, als daß er übereilt werden könnte.

Lindor war mit dieser Erklärung zufrieden, und verließ die Residenz.

Lisette besuchte den Polizeiminister, und theilte ihm ihre Vermuthung über Martinet mit. Der nicht nur kluge, sondern auch edeldenkende Mann fand diese Vermuthung nicht leichtsinnig und ungegründet, und versicherte Lisetten, daß er alles, was in seinen Kräften stände, thun werde, um die Sache ins Reine, und wenn möglich ihre Unschuld an das Tageslicht zu bringen.

Mit erleichtertem Herzen verließ sie den Polizeiminister, und flehte zu Gott, daß er sie vor der Welt rechtfertigen und ihre Schuldlosigkeit offenbar machen möchte.

Der Polizeiminister traf sogleich Anstalten, Licht über Lisettens Angelegenheit zu verbreiten. Martinets Lebensweise, sein Umgang, sein Charakter, kurz seine ganze innere und äußere Lage ward der Gegenstand

geheimer Nachforschungen der Polizei. Diese erfuhr, daß vor einigen Wochen mehrere polnische Juden bei ihm gewesen wären, die auch mit Juwelen handelten, daß er ihnen manches zum Kaufe angeboten habe, mit ihnen aber des Handels nicht einig geworden sey.

Jetzt glaubte der Polizeiminister sich berechtigt, den verdächtigen Martinet vor sich zu fordern. Der Polizeidiener, der ihn abholte, bemerkte, daß Martinet darüber in große Bestürzung gerieth, verwirrt sprach, und beim Abgehen seiner Frau etwas heimlich ins Ohr flüsterte.

Martinet erschien bei dem Polizeiminister; sein verworrenes Innere spiegelte sich nicht undeutlich auf seinem Gesichte ab, und der Minister, der sich auf die Schriftzeichen eines bösen Gewissens vollkommen verstand, zweifelte keinen Augenblick weiter an Mar-

tinets Schuld, besonders nachdem ihm der Polizeidiener, mit dem er deshalb insgeheim sprach, erzählte, welchen Eindruck die Einladung vor die Polizei auf Martinet und seine Frau gemacht habe.

Mein lieber Meister Martinet, sprach jetzt der Polizeiminister zu ihm, ich bin gezwungen, einige ernsthafte Worte mit euch zu sprechen, die euch vielleicht nicht gefallen werden. (Martinet veränderte die Farbe, und wurde blaß.) Es wird mich freuen, wenn eure Rechtfertigung mich zu der Ueberzeugung bringt, daß euch Unrecht geschehen sey. Ich will ohne Umstände und offen zu euch reden. Man hat euch im Verdacht, daß ihr ein goldenes Halsgeschmeide entwendet habt.

Was? rief Martinet, wer hat die Frechheit —

Nicht so hitzig, Meister Martinet! unterbrach ihn der Minister; ich liebe den Zorn

und das aufbrausende Wesen nicht. Die Sache kann ganz ruhig besprochen und ausgemacht werden. — Ihr werdet euch noch zu erinnern wissen, daß vor einigen Wochen polnische Juden zu euch gekommen sind, daß ihr ihnen verschiedenes zum Kaufe angetragen habt, des Handels aber nicht einig geworden seyd.

Martinet war, als er diese Worte vernahm, sichtbar bestürzt. Doch faßte er sich augenblicklich wieder. Ich erinnere mich, sprach er, ich habe ihnen goldene Spitzen und Tressen zum Kaufe angeboten, die noch ein Erbtheil von meinen Aeltern sind.

Der Polizeiminister schien einen Augenblick nachzudenken, dann griff er nach dem auf einem Tische liegenden Papier und dem Schreibzeuge. Ihr müßt mir vergeben, Meister Martinet, sprach er, daß ich so neu-

gierig bin, und diese Tressen und Spitzen zu sehen wünsche.

Martinet versetzte, daß er sogleich nach Hause eilen, und sie ihm bringen wolle. Nicht doch! sprach der Polizeiminister, diese Mühe will ich euch nicht machen. Auch haben wir noch mancherlei zu sprechen. Eure Frau — — doch setzt euch hier an den Tisch, Meister Martinet, und schreibt einige Zeilen an eure Frau, die wird uns wohl die Spitzen und Tressen schicken.

Martinet setzte sich hin, und wollte schreiben. Haltet inne, sprach der Minister, ich werde euch vorsagen, was ihr schreiben sollt.

Diese Worte brachten den unredlichen Martinet in die größte Verlegenheit. Er bat, der Minister möchte sich um ihn nicht so viel bemühen, er werde die Zuschrift an seine Frau schon selbst abfassen. Ueberdem würde diese den Brief nicht verstehen, wenn

ihn der Minister dictirte, weil er dann gewiß zu hoch und zu gelehrt für sie ausfallen würde.

Besorget das nicht, erwiederte der Minister, der Brief soll so verständlich seyn, daß ihn jedermann wird fassen können.

Martinet mußte sich nach vielen Weigerungen doch endlich dazu bequemen, zu schreiben, was ihm der Minister in die Feder dictirte. Die Zuschrift lautete so:

Liebe Frau.

Ich habe mit dem Polizeiminister über die fatale Geschichte offen gesprochen, und ihm alles anvertraut. Schicke mir sogleich die bewußten Sachen, die wir den polnischen Juden zum Kauf angeboten haben. Packe alles wohl ein, damit nichts verloren gehe.

Mit diesen Zeilen wurde ein Polizeidiener an Martinets Frau abgeschickt. Der Polizeiminister ging in ein Nebencabinett. Martinet, der vor ängstlicher Unruhe außer sich war, benutzte die Entfernung desselben, verließ das Zimmer und wollte dem abgeschickten Polizeidiener nacheilen. Doch nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück, und beklagte sich gegen den Minister über die Rohheit und Härte seiner Leute, die ihm durchaus nicht hätten gestatten wollen, das Haus zu verlassen.

Der Polizeiminister lächelte und sprach: Werdet nicht unwillig über den Eigensinn meiner Leute. Sie haben nur ihre Pflicht gethan. Sie lassen wohl jeden frei zu mir hinein, aus dem Hause aber nur denjenigen, der ein Billet von mir vorweisen kann.

Martinet befand sich wie auf feurigen Kohlen. Bald kehrte der Polizeidiener zu-

rück, meldete dem Minister, daß die Frau, an welche er den Brief gebracht habe, beim Lesen desselben blaß und fast ohnmächtig geworden sey, daß sie die Hände gerungen, geweint und gejammert, und ihm dann diese Schachtel hier übergeben habe.

Als Martinet die Schachtel erblickte, sank er dem Minister zu Füßen. Was soll das, Meister Martinet? sprach dieser; stehet auf, es erniedrigt den Mann, vor einem Menschen zu knieen.

Verzeihung! Gnade! rief Martinet, dies ist es, warum ich flehe.

Stehet auf! versetzte der Minister; die Spitzen und Tressen habt ihr doch wohl nicht entwendet; sie sind ja ein Erbtheil von den Aeltern.

Der Minister öffnete die Schachtel. Ernsthaft sah er den Bösewicht an, der noch immer vor ihm auf den Knieen lag, und

beschämt, gleich einem Missethäter zur Erde niederblickte, und sagte: Martinet! Eure Frau hat sich vergriffen! sie hat nicht die rechte Schachtel geschickt. Ich finde hier keine Spitzen und Tressen, wohl aber ein goldnes Halsgeschmeide.

Ach, ich Unglücklicher! rief Martinet, der Satan hat mit mir sein Spiel getrieben, und mir den unseligen Gedanken eingegeben, diesen Schmuck zu entwenden.

Der Minister zog die Schelle. Martinet, sprach er, meine Pflicht gebietet mir, euch wehe zu thun. So schwer dies meinem Herzen fällt, so wenig kann ich unterlassen, wozu mich die Gerechtigkeit und mein Eid, sie zu handhaben, verbindet.

Es traten zwei Polizeidiener mit Gewehr in das Zimmer. Der Minister befahl, Martinet in das bürgerliche Gefängniß zu führen.

Noch in dieser Stunde ließ der Polizeiminister Lisetten holen. Ich freue mich herzlich, sprach er zu ihr, daß ich Ihnen, Mamsel, eine frohe Nachricht mittheilen kann. Ihre Unschuld liegt am Tage. Martinet hat das Halsgeschmeide wirklich entwendet. Hier liegt es. Sie sind auf das vollkommenste gerechtfertigt. Verzeihen Sie, daß ich vor einigen Wochen mit Strenge gegen Sie verfuhr. Mein Amt machte es mir zur Pflicht. Ausgeübte Verbrechen zu entdecken, lasse ich mir stets angelegen seyn, wiewohl dies Geschäft oft sehr unangenehm für mich ist; desto mehr freue ich mich, wenn ich eine Anklage ungegründet, und den Angeklagten unschuldig finde.

Lisette zitterte vor Freude. Thränen glänzten in ihrem Auge, und ihr Angesicht verklärte sich. Mit einem gen Himmel gerichteten Blicke sprach sie: Diese Stunde gibt

mir meine Ruhe wieder! Gott, wie danke ich dir dafür!

Der Polizeiminister meldete den Vorfall dem Gerichte, welches Lisettens Sache untersucht hatte, und der Besitzerinn des Halsgeschmeides. Diese ließ Lisetten noch an diesem Tage zu sich einladen, und da sie nicht bald erschien, fuhr sie selbst zu ihr, und suchte durch ein verbindliches Benehmen wieder gut zu machen, was sie durch ihre Anklage schlimm gemacht hatte. Sie lud sie ein, wieder zu ihr zu kommen, und versprach ihr, als Entschädigung für die unschuldig erlittene Schmach, eine nahmhafte Summe.

Dies letztere verbat sich Lisette; aber in das Haus ihrer ehemahligen Gebieterinn auf einige Zeit zurückzukehren, versprach sie schon deshalb, weil sie mit Grund glaubte, daß dadurch diejenigen, die um ihre Unfälle wuß-

ten, am besten von ihrer Schuldlosigkeit überführt werden würden.

Das Gericht, von welchem Lisettens Sache untersucht worden war, that ihr eine Ehrenerklärung; ihre Frau behandelte sie mit ungemeiner Güte, und Alle, die von ihren ausgestandenen Ungerechtigkeiten und ihrer Unschuld hörten, beeiferten sich, ihr Beweise von Theilnahme, Achtung und Vertrauen zu geben.

Lisette schrieb jetzt an Lindor, meldete ihm die glückliche Veränderung ihrer Lage, und ihren Entschluß, mit ihm in die gewünschte eheliche Verbindung zu treten.

Dieser Brief versetzte den redlichen Lindor und das Clarenausche Haus in große Freude. Jener erschien bald in der Hauptstadt, und holte Lisetten als Braut nach seinem Geburtsorte, wo sie von Frau v. Clarenau,

ihren Kindern und allen Freunden und Bekannten aufs herzlichste empfangen wurde.

Martinets Vergehen ward strenge nach den Gesetzen bestraft. Jedermann freute sich, daß Lisettens Unschuld ans Tageslicht gekommen sey, und rühmte die Klugheit und Geschicklichkeit des Polizeiministers.

Lisette vergaß an der Seite eines rechtschaffenen Gatten, in dem Kreise redlicher Freunde und in dem Schooße der Natur sehr bald die Reize der großen Stadt, und lebte, entfernt von derselben, froh und glücklich.

XVII.

Nina an den Mond.

O wie freundlich blickst du nieder,
Lieber, stiller Mond, auf mich!
Du nur hörest meine Lieder;
Holder Mond, wie lieb' ich dich!

In bescheidenem Gewande
Gehst du deine lange Bahn;
Sanfter Mond, in jedem Lande
Sieht man dich mit Liebe an!

Leucht' als Bild der Lieb' und Milde
Mir in diesem Leben vor;
Freundlich hebt zu solchem Bilde
Sich mein Auge oft empor.

Da, wo Nacht und Schatten grauten,
Hellst du liebreich mir den Pfad;
Bild der innigsten Vertrauten,
Die mein Herz gefunden hat!

O drum blicke freundlich nieder,
Lieber, stiller Mond, auf mich;
Höre meine heitern Lieder;
Holder Mond, wie lieb' ich dich!

XVIII.

Das neue Jahr.

Sey getrosten Muthes, Charlotte, der, welcher über das Leben der Menschen wacht, der alte Gott lebt noch immer, und verläßt die Seinen nicht. Was kommen soll, wird kommen, und alles wird gut seyn. Trockne dein Auge, liebe Frau, und erschwere dir und mir die Leiden nicht.

So sprach der Regierungsrath Herrmann zu seiner Gattinn, Charlotte, mit der er bereits sechszehn Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte. Gegenseitige Achtung, Vertrauen und innige Freundschaft beglückte ihren Bund, und nie war der eheliche Friede unter ihnen gestört worden.

Ihr Leben floß meist ruhig und harmlos dahin. Bei Unfällen und Leiden fanden sie in dem Glauben an eine Vorsehung die heilsamste Quelle des Trostes und der Beruhigung. Ihre Einkünfte waren mäßig; Genügsamkeit und Charlottens haushälterisches Talent schützten sie indeß gegen bange Nahrungssorgen; und konnten sie gleich nichts zurücklegen, so reichten sie doch mit ihrer Einnahme aus, und waren dabei mit Gott, der Welt und sich selbst zufrieden.

Zur Erheiterung ihres Lebens trug sehr viel Sophie, ihre Tochter, bei. Mütterlich von der Natur mit geistigen Anlagen ausgestattet, nahm Sophie durch ihr sanftes, freundliches, liebreiches Wesen alle Herzen für sich ein. Ihr widmete der Vater die meisten Stunden, in welchen er frei von Amtsgeschäften war, und bildete mit aller Sorgfalt ihren Geist. Die Mutter unter-

wieß sie in weiblichen Arbeiten, und leuchtete ihr mit einem Beispiele weiblicher Tugend vor, welches von großem Einflusse auf Sophieen war. So mußte es kommen, daß Sophie das liebenswürdigste, beste Mädchen wurde.

Leider wurde das häusliche Glück dieser kleinen edlen Familie mit einemmahle gestört, und die Tage stiller Heiterkeit in Tage banger Traurigkeit verwandelt. Herrmann, der trefliche Gatte und Vater, fing an zu kränkeln. So sehr er bisher die Hülfe des Arztes zu vermeiden gesucht hatte, so sah er sich doch jetzt in der Nothwendigkeit, zu ihr seine Zuflucht zu nehmen.

Die Arzneien, die ihm verschrieben wurden, brachten nicht die gewünschte Wirkung hervor; sein Uebel verschlimmerte sich, und der Arzt bemerkte bald, daß es mit Herrmann zu Ende gehe, und verhehlte es dem-

selben nicht, daß er an der Lungensucht leide, die unheilbar schiene.

Herrmann, ein Mann von festem Charakter, ergab sich mit Entschlossenheit in sein Schicksal, nur der Gedanke an seine Gattinn und Sophie störte ihn bisweilen in seinem Gleichmuthe; denn sobald uns Bande der Freundschaft und Liebe an diese nichtige Erde fesseln, wird uns das Scheiden von ihr schwer, das uns unter andern Umständen vielleicht willkommen gewesen wäre. Aber auch Herrmann fürchtete es nicht; vorübergehend waren seine bangen Gefühle; bald wirkte sein fester Glaube an eine weise, väterliche Weltregierung auf sein Herz, und flößte ihm Muth ein, dieses Land der Prüfung zu verlassen, flößte ihm die tröstliche Hoffnung ein, daß der, welcher der Guten Vater ist, seine Frau und Tochter

nicht vergessen, sondern väterlich für sie sorgen werde.

Es war am letzten Tage eines dahin geschwundenen Jahres, als Charlotte ihren Gatten bei der Hand faßte, und ihn mit Blicken voll Wehmuth ansah. Ihm fiel dieser Blick auf. Liebes Weib, sprach er mit schwacher Stimme, dir liegt etwas auf dem Herzen.

Charlotte brach in Thränen aus. O Herrmann! erwiederte sie, und verbarg ihr Gesicht an seinem Herzen: vielleicht ist dies das letzte Jahr, das wir mit einander lebten. Meine Seele ist gerührt, wenn ich die Freuden überdenke, die ich auch in diesem Jahre an deiner Seite genossen habe, und voll Angst und Betrübnis mein Herz, wenn ich mir vorstelle — doch — o Herrmann, bester Gatte, bester Vater! — was soll aus mir — was soll aus Sophieen werden? — —

Sie konnte nicht weiter sprechen; Thränen eines zerrissenen Herzens hinderten sie daran —

Herrmanns Seele wurde durch den Anblick der leidenden Gattinn erschüttert. Mein Weib, mein liebes, redliches Weib, sprach er gerührt, warum so ängstlich und traurig? Scheiden müssen wir alle; einige Jahre früher oder später! Charlotte, liebe, treue Gattinn, weine nicht — erschwere mir nicht das Herz. Im Grab' ist Ruh — o laß mich in Frieden zu dieser Ruhe eingehen.

Herrmann! schluchzte Charlotte, du gehst zur Ruhe ein, aber dein Weib, deine Tochter bleiben in Unruhe zurück.

Sey getrosten Muthes, Charlotte, sprach jetzt Herrmann die schon angeführten Worte: der, welcher über das Leben der Menschen wacht, der alte Gott lebt noch im-

mer, und verläßt die Seinen nicht. Was kommen soll, wird kommen, und alles wird gut seyn. Trockne dein Auge, liebe Frau, und erschwere dir und mir die Leiden nicht.

Charlotte wurde ruhiger. Der morgende Tag, sprach sie, wird mich an so manches frohe Neujahrsfest erinnern. Ach, fast immer traten wir das neue Jahr mit fröhlichem Sinn und tröstlicher Hoffnung an; morgen wird meine Seele nur Schmerz empfinden.

Warum nur Schmerz? versetzte der Gatte. Der gute Mensch soll seinen Glauben und seine Hoffnung nie verlieren, und auch in Stunden der Widerwärtigkeit mit freier Seele, mit ruhigem Sinn auf Gott sehen und ihm ganz vertrauen. — Wie manche süße Hoffnung kannst du morgen fassen, liebe, gute Mutter! — Sophie, ist sie nicht eine gute, liebe Tochter? Kannst du nicht

von ihr das Beste erwarten? Wird sie nicht immer deiner Erziehung Ehre machen? Wird sie nicht einst Andre beglücken, und das Gute verbreiten, das sie ihrer treuen Mutter verdankt?

Das arme Mädchen! erwiederte Charlotte, ach, wenn ihr einst der Vater fehlt, der sie so liebreich und weise geleitet hat, wird ihr dann nicht alles, alles fehlen?

So lange sie, sprach Herrmann, eine so verständige, rechtschaffene Mutter zur Seite hat, wird ihr nichts mangeln. — Das liebe Mädchen! könnten wir ihr nur morgen einen frohen Tag machen! Jedes neue Jahr brachte ihr bisher ein Kleid: diesmahl — ach die Summe, die für ihr Neujahrsgeschenk bestimmt war, muß der Apotheker und Arzt erhalten.

Bei diesen Worten trat Sophie in das Zimmer. Das fünfzehnjährige Mädchen blüh-

te gleich einer Rose. Bescheiden trat sie zu ihren Aeltern, und erkundigte sich mit sanfter Theilnahme um das Befinden des Vaters. Herrmann reichte ihr die Hand und sagte: Wenn ich dich, liebe Sophie, sehe, so regen sich in meinem Innern immer die schönsten Hoffnungen, und ich denke: Sophie wird immer edel und liebenswürdig seyn; dann fühl' ich mich wohl, und vergesse es ganz, daß ich krank bin.

Die Tochter beugte sich nach der Hand des Vaters, und küßte sie. Lieber Vater, sprach sie, möchte Sie Gott noch recht lange erhalten! dann werde ich glücklich seyn.

Die Nacht verging. Herrmann konnte nur wenig schlafen. Er verließ das Bett, setzte sich an seinen Schreibepult und schrieb. Charlotte erwachte, und fand ihn schreibend. Sie trat zu ihm, und wünschte ihm Glück zum neuen Jahre. Er zog sie an

sein Herz, und sagte: Gutes Weib, auch in diesem Jahre soll deine innere Ruhe nicht gestört werden. Habe Dank für die vielen reinen Freuden, die du mir in so reichlichem Maaße gewährt hast. Erst seitdem ich mit dir verbunden bin, hat die Welt Reiz, und das Leben Bedeutung für mich erhalten.

Charlotte verließ den Gatten, um einige häusliche Geschäfte zu ordnen. — Sophie war angekleidet. Sie wünschte, Vater und Mutter zu sprechen, aber der erste ließ niemanden vor sich. Er schrieb mit Eifer fort, und erst gegen neun Uhr Vormittags durften Charlotte und Sophie vor ihm erscheinen.

Sophie trat vor den Vater, an dessen Seite die geliebte Mutter saß. Mit thränendem Auge wünschte sie ihren Aeltern Glück zum neuen Jahre, dankte ihnen so

innig für die ihr bisher erwiesenen Wohlthaten, daß Vater und Mutter tief gerührt wurden, und überreichte jenem ein Papier, das folgende Ergießungen ihres Herzens enthielt:

Heut' am frohen Jahrestage
Nah' ich mich voll Lieb' und Dankbarkeit!
Sorglos war bis heute meine Lage,
Froh verschwand mir meine Lebenszeit.

Daß mir, frei von Druck und Leiden,
Meiner Jugend Zeit verfloß,
Dies und alle, alle meine Freuden
Dank' ich Ihnen, theure Aeltern, blos.

O für alles, alles, was mit Liebe,
Was mit Treue Sie an mir gethan,
Nehmen Sie, erzeugt vom reinsten Triebe,
Meines wärmsten Dankes Opfer an.

Möcht' doch auch in diesem neuen Jahre
Ihre Lieb' und Güte mich erfreun!
Dafür will ich dankbar bis zur Bahre
Ihnen, Theure, Herz und Leben weihn.

Herrmann las diese Strophen laut vor. Sie bewegten ihn und seine Gattinn. Beide zogen Sophieen an ihr Herz. Es war eine rührende Scene. Alle vergossen Thränen der Liebe, Hoffnung und Wehmuth.

Meine Tochter, sprach der gerührte Vater, möge in diesem und in allen folgenden Jahren des Himmels Seegen auf dir ruhen! Sey immer thätig, freundlich und gut, damit Gott und Menschen dich lieben. — Es hat deinen Aeltern sonst Freude gemacht, dich beim Eintritt in ein neues Jahr mit einem Kleide zu beschenken. Wie gerne thäten wir es auch heute! — Aber, liebe Tochter, unsre Umstände lassen es für jetzt nicht zu.

O lieber, guter Vater! sprach Sophie, und küßte beiden Aeltern die Hand. Nur Ihre Liebe und Güte schenken Sie mir auch in diesem Jahre, dann bin ich reichlich beschenkt, dann bleibt mir nichts zu wünschen übrig.

Gute Tochter! versetzte der Vater, bleibe allezeit so gut. — Er zog jetzt ein versiegeltes Papier hervor. Ohne Neujahrsgeschenk kann ich dich nicht lassen, sprach er; hier, Sophie, nimm dieses Papier, es ist das Köstlichste, was dir dein Vater heute zu reichen vermag. Er übergibt es dir mit dem liebevollsten, gerührtesten Herzen. Er wird die Welt mit der tröstlichen Ueberzeugung verlassen, daß Sophie den Inhalt beherzigen und den Erwartungen entsprechen wird, die sie durch ihr bisheriges Leben von sich erregt hat.

Mit kindlichem Danke nahm Sophie das Papier an. Noch eins, liebe Tochter, sprach der Vater. Dies Papier entsiegelst du nicht gleich. Erbrich und lies es — wann dein Vater nicht mehr ist. —

Sophieen traten die Thränen ins Auge. Weinend bog sie sich über den Vater. Die Worte erstarben ihr auf der Zunge. Tief gerührt zog sie die Mutter von des Vaters Herzen an das ihrige. Zwischen Wehmuth und Hoffnung getheilt, verlebten diese edle Seelen den ersten Tag im neuen Jahr.

XIX.

Der erste May.

Fortsetzung.

Der redliche Herrmann glaubte nicht, daß er noch viel von dem neu angetretnen Jahre genießen würde; zu deutlich schien der Tod sich ihm anzukündigen, und er sah diesem letzten, aufrichtigsten Freunde mit gefaßtem Geiste entgegen.

So beschwerlich ihm auch das Reden wurde, so sprach er doch jetzt, gegen seine sonstige Gewohnheit, gerne viel. Mit Freude und Dank erzählte er den Seinigen manches aus seiner Lebensgeschichte.

Eines Tages erinnerte er sich mit lebhaftem Vergnügen an einen seiner redlichsten ältesten Freunde, Wilhelm Tellinger. Er gehört unter diejenigen, sprach er, denen ich mein größtes Vertrauen geschenkt, und dessen Tugenden ich immerfort aufrichtig verehrt habe.

Der Sohn vortreflicher Aeltern, genoß Tellinger die sorgfältigste Erziehung, und wurde, da sich schon in seiner frühsten Jugend nicht gemeine Talente bei ihm entwikkelten, zum Studieren bestimmt. Ich machte seine Bekanntschaft auf der Universität Göttingen. Hier genossen wir die reinsten Freuden, welche Künste und Wissenschaften, Natur und Freundschaft dem Menschen gewähren. Sein geläuterter Sinn fürs Schöne, sein Eifer für alles Gute und Edle, und die liebenswürdige Bescheidenheit, durch die er Aller Herzen für sich gewann, zogen mich

mächtig zu ihm hin. Wir verstanden uns bald, und wurden die innigsten Freunde. Durch seinen Umgang wurde ich für manche Entbehrungen schadlos gehalten; seine Freundschaft gab meinem akademischen Leben Reiz, den es sonst für mich nicht hatte; und die Stunden, die ich an seiner Seite verlebte, sind mir noch in der Rückerinnerung süß. Seitdem wir uns in Göttingen trennten, haben wir einander nicht gesehen. Eine Reihe von Jahren hindurch unterhielten wir einen freundschaftlichen Briefwechsel, der aber auch eingegangen ist. Mein Freund stieg zum Justizrathe, und hat als solcher gewiß viel Gutes um sich verbreitet. Wie wohl thäte es meinem Herzen, wenn ich vor meinem Tode noch etwas von ihm erführe. Dir, liebe Sophie, trage ich es auf, ihm, wenn ich nicht mehr bin, meinen Tod zu melden, und dem redlichen Freunde

zu versichern, daß ich als sein wärmster, aufrichtigster Freund gestorben sey.

Der Winter verging, und noch lebte Herrmann, zur Freude der Seinigen. Mit seiner belebenden Kraft und Freundlichkeit erschien der Frühling. Heiter kündigte sich der May an. Am ersten Tage dieses Monats trat Sophie mit einem Rosenstocke in des Vaters Stube. Er war ein großer Freund von Blumen, besonders von Rosen. Freundlich näherte sich ihm die Tochter. Lieber Vater, sprach sie, hier bringe ich Ihnen zum ersten May ein paar aufgeblühte Röschen. Sie sind von meiner Hand gepflegt worden; ein dankbares Herz reicht sie Ihnen.

Herrmann sah die Tochter mit einem Blick voll väterlicher Liebe an, reichte ihr die Hand, und sagte: Sophie, meinen herzlichen Dank! Sinnbild weiblicher Anmuth

und Sittsamkeit war mir von jeher die Rose. O sey ihr gleich, meine Sophie! sey stets, was deine gute Mutter immer war, still, heiter, bescheiden, edel in deinen Sitten.

Sophie küßte dem Vater die Hand. Sie sprach kein Wort, aber ihr Blick und die Thräne, die ihr von der Wange perlte, verrieth deutlich genug die fromme Empfindung des Herzens. Herrmann sah freundlich den Rosenstock an. Sophie sagte er, den pflanzet auf mein Grab; lange wird es nicht währen, so bin ich nicht mehr unter Euch.

O Vater, lieber, guter Vater! versetzte Sophie, und vergoß Thränen, noch lange soll Sie der Himmel uns erhalten! Sie sind ja zu unserm Glücke so unentbehrlich — ohne Sie kann weder die Mutter, noch ich recht glücklich seyn.

In diesem Augenblicke wurde an die Thüre geklopft, und es trat ein ehrwürdiger Mann ins Zimmer.

Sophie und Herrmann bewillkommten den Unbekannten aufs liebreichste. Er setzte sich an Herrmanns Bett, und erkundigte sich mit sichtbar inniger Theilnahme um sein Befinden. Es kam auch Charlotte herbei. Der Fremde benahm sich gegen sie auf die verbindlichste Weise.

Dem kranken Herrmann kamen manche Züge in des Unbekannten Gesichte nicht fremd vor; doch wußte er sich nicht deutlich zu erinnern, denselben jemahls gesehen zu haben. Nach einer viertelstündigen Unterhaltung reichte der Fremde Herrmannen die Hand, und sagte: Kennst du mich noch immer nicht, alter, redlicher Freund?

Herrmann sah ihn forschend an, und wußte nicht, was er auf diese unerwartete Anrede antworten sollte.

Du kennst also deinen Freund Wilhelm Tellinger nicht? fragte der Unbekannte, und breitete seine Arme nach Herrmann aus.

Jetzt erwachte Herrmann wie aus einem Traume. O Gott! rief er, mein alter, treflicher Freund! mein guter, edler Tellinger!

Es war rührend, die innige Freude dieser braven Männer mit anzusehen. Eine männliche Zähre trat in Beider Auge; der Geist der innigsten, aufrichtigsten Freundschaft umschwebte sie, und machte ihnen den Augenblick des unverhofften Wiedersehens zu einem der schönsten, freundlichsten Augenblicke ihres Lebens. Herzlichen Antheil nahmen Charlotte und Sophie.

Wilhelm Tellinger erzählte seinem Freunde, daß ihm vor kurzem seine Gattinn gestorben sey, daß er sich durch eine Reise

über ihren Verlust zu zerstreuen suche, und geglaubt habe, daß er nirgends mehr Trost und Beruhigung finden würde, als bei seinem alten, treuen Freunde Herrmann.

Meine Glücksumstände, erzählte Tellinger weiter, veranlassen mich, zufrieden und dankbar gegen die Vorsehung zu seyn. Aber was helfen uns alle Schätze der Welt, wenn uns Seelen entrissen werden, die wir mit Innigkeit lieben, und derer Anhänglichkeit und Freundschaft unser größtes Erdenglück ausmacht. O meine geliebte Gattinn — du hättest sie kennen sollen, lieber Herrmann! sie war die weibliche Sanftmuth und Güte selbst! Unvergeßlich wird mir ihr Verlust seyn, und meine Liebe und Verehrung zu ihr nur mit meinem Leben endigen.

Herrmann sah gerührt seinen Freund an; Charlotte und Sophie konnten nur mit Mühe die Thränen zurückhalten, die sich in

ihr Auge drängten. Herrmann reichte Tellingern die Hand, und sagte: Mein treuer Freund, die Pflicht des frommen Menschen ist, auch den schmerzhaftesten Verlust mit stiller Ergebung und Fassung des Gemüthes zu ertragen.

Wohl wahr! versetzte Tellinger, und der Gedanke, daß über unser ganzes Leben eine weise, heilige Vorsehung waltet, gewährt mir immer den größten Trost. Könnte sich auch unser Herz in trüben Stunden nicht durch den Glauben an einen Gott erheben und erheitern, o dann wäre das Leben voll Ungemach und Unbeständigkeit, oft schwer zu ertragen, und es wäre für den fühlenden Menschen besser, wenn er nie geboren worden wäre.

Tellinger erzählte nun vieles von seiner gestorbenen Gattinn. Der Himmel, sprach er, hat uns nur ein einziges Kind, einen

Sohn, geschenkt. Obgleich meine Amalie schwach und durch manches körperliche Leiden gedrückt war, so stillte sie doch ihren geliebten Säugling selbst. Ich wollte sie schonen, und schlug ihr vor, eine Amme aufzunehmen. Sie war dazu nicht zu bewegen. Es ist meine Pflicht, sprach sie, das Kind, das mir Gott geschenkt hat, selbst zu stillen. Wie könnte ich es auch einer fremden Person überlassen? Bin ich nicht seine Mutter? habe ich nicht als solche das Recht zu der hohen Freude, die ein holder Säugling einer liebenden Mutter gewährt? Nein, diese selige Freude will ich nicht leichtsinnig einer Fremden überlassen.

Amalie stillte also ihr Kind durchaus selbst. Eines Morgens, da der lächelnde Säugling an ihrer Brust lag, rief sie mich zu sich. Lieber Mann, sagte sie, blicke doch deinen kleinen Sohn an. Freut es dich

nicht, ihn an der Brust seiner Mutter zu sehen? Hättest du eine so große Freude an ihm, wenn er in den Armen einer besoldeten Amme läge, die nichts für ihn fühlte, nichts weiter für ihn thäte, als wozu sie ihre Besoldung schlechterdings verpflichtete?

Freunde! dieser Anblick rührte mich zu Thränen. Gute, liebe Amalie! war alles, was ich auf ihre Frage antworten konnte. So reizend und ehrwürdig zugleich war sie mir noch nie vorgekommen.

Ein andermahl las sie in Allwills Briefsammlung von Friedrich Jacobi, welcher ihr Lieblingsschriftsteller war, den sie über alles verehrte. Mann, rief sie mir mit der Miene einer Triumphirenden zu, komm schnell her zu mir, und höre an, was mein lieber treflicher Jacobi mir tief aus der Seele geschrieben hat.

Ich trat zu ihr, und sie las mir in dem Tone einer Hocherfreuten eine Stelle aus einem Briefe Amaliens an ihre Freundinn Sylli vor.

Charlotte öffnete ihres Mannes Bibliothek, und reichte Tellingern Allwills Briefsammlung.

Ich sehe das holde, trefliche Weib vor mir, sprach Tellinger, wie sie mit Engelsfreundlichkeit mir folgende Stelle vorlas:

„Du hast selbst dein Kind gestillt, wie ich auch thue. Darüber geht auch nichts. Wenn so ein kleines Wesen ausgeschlafen hat, und nun gestillt ist, und liegt einem da im Schooße, und fängt an zu girren vor Lust, und sich zu regen vor Lust, und fängt an zu lachen und zu scherzen mit der Mutter, die ihm alles, alles ist: ach, Sylli! weiß es, was die Mutter, weiß es, was es selbst ist? Nichts weiß es. Aber

es hängt an der Mutter, und hat so Recht, so unaussprechlich Recht, an ihr zu hängen! Sage, liebe Sylli, wenn das süße, holde Wesen so vor dir lag unter deinen Augen, und hinauf schaute, und hinaufreichte mit allen seinen Gliedern; dich hatte und dich suchte; unbegreiflich dir dankte, unbegreiflich dich liebte; wenn du es dann an dich drücktest, und an dich herztest, falteten beim Umfassen sich deine Hände nicht von selbst; deine Augen, hatten sie einen andern offenen Weg als nach dem Himmel, und konntest du das Beten lassen? Mir däucht, wenn das Vater Unser nicht schon da gewesen wäre, ich hätte es hundert und hundertmahl erfunden!"

Dem redlichen Tellinger traten beim Vorlesen dieser schönen Stelle Thränen ins Auge.

Mehrere von Jacobis Schriften, erzählte er weiter, Einiges von Göthe, Klopstock, Schiller, Wieland, Herder, Matthisson, Voß und Tiedge, machten ihre Bibliothek aus, zu der sie in solchen Stunden ihre Zuflucht nahm, wo keine häuslichen Arbeiten sie beschäftigten, und ihr Geist sich nach Nahrung, ihr Herz nach Erhebung und Erheiterung sehnte. Bei dem Lesen lagen immer Feder und Papier vor ihr. Gefiel ihr irgend eine Stelle besonders, so schrieb sie dieselbe aus, und so entstand nach und nach eine Sammlung schöner Stellen aus den Schriften der edelsten Geister Deutschlands.

Als Hausfrau verdiente meine Amalie die größte Achtung. Ihr häuslicher, stiller Sinn billigte es nie, daß so viele ihres Geschlechtes und Standes sich den Zerstreuun-

gen außer ihrem Hause leichtsinnig hingaben, und das Glück da suchten, wo es nicht zu finden ist. Sie hielt es nicht unter ihrer Würde, sich das Ganze des Hauswesens angelegen seyn zu lassen, und sich Geschäften zu unterziehen, die andere Frauen gern dem Gesinde überlassen. Dabei wußte sie Einfachheit mit Geschmack, und Geschäftigkeit mit Anstand und Würde auf das schönste zu verbinden. Freunde! so eine Gattinn habe ich verloren. —

Einer ihrer sehnlichsten Wünsche war, dich, lieber Herrmann, mit deiner Familie persönlich kennen zu lernen, und ihren einzigen Sohn, der jetzt in Hamburg in einem Handelshause lebt, versorgt zu sehen. Keiner dieser Wünsche wurde erfüllt. Sie ahndete es kurz vor ihrem Ende, und las mir noch zwei Tage vor ihrem Hinscheiden mit

Rührung und sichtbarer Beziehung auf diese zwei Herzenswünsche die Worte Klopstocks vor:

Der die Schickungen lenkt, läßt oft den frömmsten Wunsch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild,
Unvollendet, und webt da Labyrinthe hin,
Wo ein Sterblicher gehen will.

Noch vieles erzählte Tellinger von seiner treflichen, ihm zu früh entrissenen Amalie. Die Freunde betrauerten mit ihm von Herzen ihren Verlust. Sophieens Innres wurde mit Ehrfurcht gegen Amalien erfüllt, und mit stiller, frommer Bescheidenheit betete sie zu Gott, daß er sie werden lassen möge, was Tellingers Gattinn gewesen, und was ihre geliebte Mutter sey. Heiliger Friede senkte sich nach diesem Gebete in ihre Brust;

ihr Herz sagte ihr, daß der Himmel es erhören, und daß sie einst der Liebe und Achtung guter, edler Menschen würdig seyn werde.

Lieber, treuer Tellinger, sprach Herrmann in gerührtem Tone: du findest mich nahe an den Pforten des Todes. Aber sey überzeugt, daß ich nun mit leichterem Herzen scheiden werde, da ich dich noch einmahl gesehen habe. Der erste May war mir seit meinem zwanzigsten Jahre her ein schöner, feyerlicher Tag. Am ersten May erblickte unser redliche A.. in Schlesien das Licht der Welt, und du weißt, wie sehr ich diesen biedern Freund von ächt deutschem, gediegenen Charakter ehre und liebe, und wie sehr er der Hochachtung aller Guten würdig ist. Aber nie hat der erste May mich so froh und glücklich gemacht als dies-

mahl. Gedankt sey es dem Himmel, der es dir eingab, mich heute zum Glücklichen zu machen!

Herrmann vergaß seine Krankheit. Heiter war den ganzen Tag über seine Seele, und Charlotte wünschte, daß noch viele Tage so wären, wie dieser erste May.

XX.

Die letzte Stunde.

Fortsetzung.

Wilhelm Tellinger beschloß, sich einige Tage bei seinem kranken Freunde aufzuhalten. Er lernte Charlotten und Sophieen näher kennen, und die Folge davon war, daß er für Beide die größte Achtung fühlte. Herrmann, sprach er einmahl zu seinem Freunde, mit dem er sich allein befand, es muß dir schwer werden, von der Erde zu scheiden. Wer eine so liebe, trefliche Gattinn und eine Tochter hat, wie deine Sophie, dem kann der Tod nicht willkommen seyn.

Du hast Recht, lieber Freund, versetzte Herrmann, der Gedanke an Charlotte und

Sophie beunruhigt bisweilen mein Herz; ungern, mit Schmerz verlasse ich sie, die das Glück meines Lebens ausmachten. Nur mein Glaube, daß Gott nach meinem Tode sie nicht verlassen, sondern väterlich für sie sorgen werde, gibt mir Trost und Beruhigung.

Die Gegenwart Tellingers hatte auf Herrmanns Befinden den wohlthätigsten Einfluß. Er fühlte seine körperlichen Uebel weniger, sprach viel, und mit guter Laune, war fast immer heiter, und erregte dadurch bei den Seinigen die Hoffnung, daß er ihnen noch lange leben werde.

Doch mit einemmahle änderte es sich mit dem Kranken. Er wurde ungewöhnlich matt, verlor den Appetit, empfand ein inneres Brennen, und vermochte nicht mehr viel zu sprechen.

Charlotte und Sophie erschracken über diese plötzliche Veränderung. Der Arzt, der herbeieilte, fand den Zustand des Kranken gefährlich, und verrieth durch seine unbestimmten, zweideutigen Antworten deutlich genug, daß er Herrmanns Ende nahe glaube.

Sophie jammerte an dem Krankenbette des geliebten Vaters, Charlotte schien in dumpfer Betäubung; innigen Antheil nahm Tellinger.

Herrmann fühlte, daß seine letzte Stunde sich nahe. Mit einem Blick voll Rührung und frommer Ergebung sah er Gattinn und Tochter an. Meine Lieben, stammelte er leise, Gott ruft mich bald zu sich. Reicht mir noch zum letztenmahle die Hand.

Charlotte bog sich über ihren Gatten hin, und ihre Thränen flossen. O du, dem

ich die schönsten Freuden des Lebens verdanke, lieber, edler Mann! jammerte sie; nimm meinen herzlichsten Dank dafür. O könnt' ich mit dir von dieser Erde scheiden! Ohne dich, was wird mir nun das Leben seyn?

Charlotte, versetzte Herrmann, dir bleibt noch viel auf Erden übrig, dir bleibt Sophie und die Sorge für sie. Sey ihr stets die zärtliche, liebevolle Mutter, die du ihr bisher gewesen bist. Doch verzeihe, daß ich dich um etwas bitte, wozu dich ohnehin dein Herz mächtig genug antreibt. Charlotte, bestes, edelstes Weib, das ich kenne — o wie soll ich dir für deine Liebe und Treue danken, durch welche du mir mein Leben versüßt hast? Gottes Segen über dich, liebes, treues Weib!

Sophie hatte des Vaters Hand ergriffen, und sie mit Thränen der kindlichsten

Liebe benetzt. Ihr Schmerz benahm ihr fast ganz die Sprache. Lieber, bester Vater! war alles, was die erschütterte Tochter vorbringen konnte.

Sophie, sprach Herrmann, und legte seine Hand auf ihr Haupt, nimm meinen väterlichen Segen. Sey immer edel und fromm, lebe heitre Tage, und beglücke Alle, mit denen du in nähere Verbindung kommst.

Mit einem Blick der Liebe und des Danks sah er Tellinger an, reichte ihm die Hand, und verschied noch in dieser Stunde. Charlotte und Sophie beweinten ihren großen Verlust; auch Tellinger vergoß Thränen um den entschlummerten Freund, und Alle, die den redlichen Herrmann kannten, nahmen innigen Antheil an seinem Tode. Seinem Leichenbegängnisse wohnten mehrere hundert Menschen bei; mit eindringen-

der Beredsamkeit und Wahrheit schilderte der geistliche Redner die Tugenden und Verdienste des Verstorbenen, und rührte viele Zuhörer zu Thränen; Tellinger blieb noch einige Tage bei den Zurückgelassenen seines Freundes, und trennte sich dann von ihnen nicht ohne sichtbare Wehmuth.

XXI.

Das Neujahrsgeschenk.

Fortsetzung.

Ungern vermißt der Mensch alles, woran er sich einmahl gewöhnt hat, so sehr auch das Streben nach Veränderung und Neuheit seiner Natur eigen zu seyn scheint. Am schwersten fällt ihm immer der Verlust derjenigen, mit denen er vielleicht eine längere Reihe von Jahren in Liebe und Vertrauen gelebt, gewirkt, geduldet hat. Natürlich war es daher, daß Charlotte und Sophie lange Zeit hindurch den Verlust des redlichen Gatten und Vaters nicht vergessen,

und nie ohne Schmerz und tiefe Wehmuth an ihn denken konnten.

Sophie wußte sich lange nicht zu trösten. Ach, sie hatte ihrem Vater ihre ganze Bildung, ihren innern Frieden, ihren Glauben an Gott und Unsterblichkeit, kurz sie hatte ihm unendlich viel, sie hatte ihm alles, was sie war, glaubte und hoffte, zu verdanken! Um ihn flossen ihre Thränen, ihm galten die Seufzer der Wehmuth, die ihrer Brust entfuhren, ihm die Klagen einer dankbaren, gefühlvollen Tochter.

Als ein Heiligthum bewahrte Sophie das Papier auf, welches sie von dem entschlummerten Vater am letzten Neujahrsfeste statt des gewöhnlichen Neujahrsgeschenkes erhalten hatte. Nur nach seinem Tode sollte sie es — so war sein Wille — öffnen.

Sophie wußte, daß ihr Vater viel auf Ruhe des Gemüths hielt, und oft die Worte

fallen ließ: der Mensch sollte allezeit gefaßten Gemüthes seyn, besonders sollte er seine wichtigeren Geschäfte mit gesammeltem, besonnenem Geiste vornehmen.

Sie würde das ihr so heilige Papier gleich am Tage seines Dahinscheidens oder seines Begräbnisses geöffnet haben, hätte nicht die Erinnerung an diese Worte des Vaters sie davon abgehalten. Fassen wollte sie sich vorerst und ihren Geist sammeln, ehe sie die Schrift läse.

An einem der schönsten Morgen des Mays fühlte Sophie in ihrem Innern eine sanfte, fromme Wehmuth; ihr Herz war zu religiösen Betrachtungen gestimmt, und bewegt durch Ahndungen einer alles leitenden Vorsicht. Diese Stimmung schien ihr zum Oeffnen und Lesen des väterlichen Vermächtnisses die beste.

Sophie nahm das Papier des Vaters und den schönsten ihrer Rosenstöcke, den sie auf das Grab des Entschlafenen pflanzen wollte. Sie trat in den Garten, der an das Wohnhaus grenzte. Hier ergriff sie der Anblick einer Laube, in welcher der Vater oft mit ihr gesessen, sie unterrichtet und zum Guten ermuntert hatte, mit Macht und tiefer Wehmuth. Sophie wankte nach dem Lieblingsplätzchen des Verewigten, an dem so viele süße Erinnerungen hingen. Vor sich stellte sie den Rosenstock hin, trocknete ihr Auge, und erbrach das versiegelte Papier des Vaters. Es enthielt Folgendes:

An meine Tochter Sophie.

Ich fühle es, meine herzlich geliebte Tochter, daß ich zwar den Anfang dieses Jahres erlebt habe, das Ende desselben aber

nicht erreichen werde. Ehe ich von dieser Erde scheide, muß ich noch einige Worte zu Dir, meine Sophie, sprechen, deren Wohl mir so sehr am Herzen liegt. Wie tröstlich und erfreuend ist es für mich, daß ich mit Zuversicht von Dir erwarten darf, du werdest mich mit Theilnahme hören, und die Lehren, die ich Dir ans Herz lege, nicht vergessen und unbefolgt lassen.

Manche Freude ist mir auf Erden zu Theil geworden, aber keine glich der, die ich empfand, wenn Du, meine geliebte Tochter, deinen Aeltern Beweise von Liebe, Folgsamkeit und Dankbarkeit gabst. Ach, für einen redlichen Vater gibt es keine reinere und größere Wonne, als ein gutes, liebenswürdiges Kind, und keine schönere, süßere Hoffnung, als die, daß dieses Kind einmahl der Welt nützen und nach Kräften Glück um sich verbreiten werde. Sophie! Dem Grabe

nah, dankt Dir dein Vater mit Rührung, daß Du ihn oft jene Wonne fühlen, diese Hoffnung fassen ließest.

Bald werde ich diese Welt verlassen. Bliebe nicht deine edle Mutter, bliebest Du, meine Tochter, nicht zurück — dann schiede ich nicht ungern, dann schiede ich mit heiterer Seele. Euch verlassen zu müssen, stimmt in manchen Augenblicken mein Herz zur Wehmuth. Nur der Gedanke, daß Du, liebe Sophie, die Tage deiner guten Mutter erheitern werdest, und mein fester Glaube, daß der, der die Schickungen lenkt, stets Euer Vater seyn werde, tröstet und beruhiget mich. Ich nehme von dieser Erde die Hoffnung, daß Du allezeit fromm und tugendhaft leben werdest, und den Wunsch, daß Du immer glücklich seyn mögest! in ein anderes, besseres Leben mit.

Ich lasse deine Mutter und Dich, liebe Tochter, in keinen blühenden Glücksumständen zurück; aber darben werdet ihr darum nie. Wer Geschicklichkeit und Lust zur Arbeit besitzt, hat ein einträgliches Capital, das ihn nicht leicht Noth leiden lassen wird. So wenig ich einen gewissen Wohlstand verschmähe, und so gut ich weiß, daß äußerliches Vermögen in den Händen des Guten eine wünschenswerthe Sache, drückende Armuth hingegen eine Feindinn des Wohlbefindens und bisweilen der Tugend selbst sey: so bin ich doch überzeugt, und weiß es aus eigener Erfahrung, daß zum Glücklichseyn eben nicht Reichthum erfordert werde, und daß man auch bei mäßigen Einkünften, wenn nur Herz und Seele gesund sind, recht zufrieden und froh leben könne.

Aber der Umstand, daß ich kein Vermögen zurücklasse, müsse Dich, meine Tochter

besonders, zu zwei Tugenden ermuntern: zur Arbeitsamkeit und zur Genügsamkeit. Bilde alle deine Kräfte mit allem Eifer aus, und suche besonders in weiblichen Fertigkeiten Fortschritte zu machen. Hast du dir diese erworben, so nütze damit der menschlichen Gesellschaft, und unterstütze deine redliche Mutter im Erwerben des Unterhaltes. Auch wenn ich dir die größten Reichthümer zurückließe, müßte ich dich als gewissenhafter Vater zu all' diesem ermuntern, müßte ich dich dringend auffordern, dich allseitig auszubilden, und immer thätig zu seyn. Nur der thörichte, verzogene Mensch schämt sich der Arbeit; dem Vernünftigen und Guten ist sie so unentbehrlich wie dem Fische das Wasser. Sie stärkt Körper und Geist, und nie befinden wir uns wohler, als wenn wir ein tüchtiges Tagewerk vollendet haben. In der Jugend vol-

lends ist rasche, stete Thätigkeit von unendlich hohem Werthe; sie ist die Vorbereiterinn eines frohen Alters und der beste Schutzengel der Tugend.

Viele Menschen, die so manche Ursache zur Zufriedenheit hätten, wissen von keinem Erdenglück, und klagen nur über das Ungemach, die Sorgen und Leiden dieses Lebens. Forscht man nach dem Grunde davon, so findet man oft, daß solche Menschen blos darum nicht glücklich sind, weil ihnen die Tugend der Genügsamkeit eine unbekannte Sache ist. Sie wollen nur genießen; sie wollen immer mehr als sie bereits besitzen; sie können bei Andern nichts sehen, ohne lüstern darnach zu werden; sie streben nach dem, was ihnen fehlt, und verschmähen das, was sie wirklich haben: sie sind, mit einem Worte, ungenügsam und darum nicht glücklich. Gleiche Du ihnen nicht, meine Tochter! Zu-

frieden mit dem, was Dir der Himmel schenkt, sey es auch nicht viel, genieße die Freuden des Lebens mit ungetrübter Brust, begnüge dich mit deiner Lage, und preise Andere nicht glücklich, weil sie mehr haben als Du, Dich nicht unglücklich, weil dir weniger beschieden ist. Ach, das weibliche Herz ist diesem Fehler so sehr unterworfen! Verführt durch die Regungen der Eitelkeit, strebt es gewöhnlich nach immer mehr Genuß, nach immer mehr Gütern, nach Prunk und Glanz; selten ist es genügsam, selten bescheiden in seinen Wünschen, selten ohne geheime Mißgunst gegen diejenigen, die mehr besitzen und einen größern Aufwand machen. Es weiß nicht, daß gerade unter diesen scheinbaren Glücklichen, wahres Glück am wenigsten anzutreffen sey. Genügsamkeit ist eine Hauptquelle reiner Lebensfreuden; sie sey, meine Tochter, stets dein Eigenthum. Sollte dich der Himmel

vielleicht einst in bessere äußerliche Umstände versetzen, so ändre dies deine Denkungsart nicht, mache Dich nie stolz und übermüthig, nie einer einfachen, vernünftigen Lebensweise untreu.

Bei der Mühe, die Du Dir in weiblichen Arbeiten gibst, vernachläßige deinen Geist nie. In deinen Erholungsstunden wirst Du Muße genug finden, Dich durch Gespräche mit verständigen Menschen und das Lesen nützlicher Schriften mehr auszubilden. Treibe aber, liebe Tochter, das Lesen nicht so, wie es von so vielen deiner Mitschwestern getrieben wird. Lies nicht, um die Zeit zu tödten, und deine Einbildungskraft vielleicht auf Kosten des Verstandes und Herzens zu beschäftigen und in phantastischen Bildern herumzuwiegen, sondern um die Anzahl deiner Kenntnisse und Einsichten zu vermehren, deine Pflichten vollständiger kennen zu lernen, und dein Herz zu

heitern Ansichten der Welt zu erheben und zu guten Vorsätzen und Handlungen zu ermuntern. Lies mit Bedacht, nicht viel und mit Auswahl. Sehr nützlich wäre es, wenn du das Gelesene immer kurz niederschriebest. Bei deiner Lectüre ziehe immer, wenn möglich, einen gesetzten, vernünftigen Mann zu Rathe, und lies nur das, was er dir vorzüglich empfiehlt. Die meisten Romane enthalten ein gefährliches, schleichendes Gift; ich warne dich väterlich vor denselben; die wenigen guten, die wir besitzen, wirst du zum Theil in meiner Büchersammlung finden. Es wird dein Nutzen seyn, wenn du die Schriften eines Gellert, Zollikofer, Weiße, Campe Salzmann, Ewald, Marezoll, Matthisson, Tiedge, Schiller, einer la Roche und ähnlicher Schriftsteller und Schriftstellerinnen lieb gewinnst, und in denselben Unterhal-

tung, Belehrung und Erheiterung des Herzens suchest.

Gegen deine Nebenmenschen betrage dich, meine Tochter, stets freundlich, gefällig und edel. Du weißt, ich habe, durch mein Amt dazu veranlaßt, mit Menschen aus den verschiedensten Classen Umgang gehabt; ich habe dadurch die Menschen, und, durch Beobachtung meiner selbst, den Menschen ziemlich genau kennen gelernt. Willst du meine Meinung über unser Geschlecht erfahren, so vernimm sie in den wenigen Worten: „Die Menschen sind in der Regel besser, als wir sie uns gewöhnlich vorstellen, und selten so gut, als sie scheinen wollen. Nicht Bosheit ist ihre Erbsünde, wohl aber Unzuverläßigkeit, Unbeständigkeit und ein leidiges Streben nach kleinlichen Dingen, ein unruhi-

ges Hinsehen nach dem Irdischen und Hinfälligen, und Vernachläßigung des Höhern, Ueberirdischen und Unsichtbaren." Es liegt in dem Menschen — tief in seiner Brust — sehr viel, unendlich viel, mehr als er selbst ahndet und glaubt, es liegt in ihm die Anlage zu dem edelsten, erhabensten Wesen. Aber sie bleibt gewöhnlich in ihm verborgen, wie der Feuerfunke im Steine, den kein Stahl berührt. Nichtswürdige Dinge fesseln ihn; an ihnen stumpft er die edlern Kräfte ab, die nur eine Gottheit in seine Brust senken konnte. Dieser Klippe ist besonders das weibliche Geschlecht ausgesetzt, das von dem Himmel himmlische Gaben erhalten hat, die es jedoch nicht gehörig zu benutzen versteht.

Viel Edles liegt in dem weiblichen Herzen, aber dicht an dasselbe grenzt ein Labyrinth von Leidenschaften und kleinlichen

Bestrebungen, die dem Manne von gesetztem Charakter mißfällig werden, und seine Achtung gegen ein Geschlecht schmälern müssen, das er vielleicht so gerne ehren möchte. Wohl, Achtung, Ehre dem Weibe, das eine rühmliche Ausnahme macht, und sich den kleinlichen Bestrebungen seines Geschlechtes nicht hingibt. O meine Tochter! höre die Bitte deines dich zärtlich liebenden Vaters: fliehe nichtswürdige Klätschereien, fliehe die Unart, aus Eitelkeit oder Neid Andere zu verkleinern, dein Herz durch Mißgunst zu erniedrigen, und in Gesellschaft in fades Geschwätz über fade Gegenstände mit einzustimmen. Liebe ein verständiges, besonnenes, menschenfreundliches Wesen, und da, wo du nicht vernünftig über bedeutendere Dinge sprechen darfst, da bleibe weg. Freilich wirst du dann sehr oft wegbleiben müssen; aber ich wiederhole noch Einmahl die

Bitte: bleibe weg! Es ist besser, einsam zu leben, als in geschmacklosen, kleinlichdenkenden Zirkeln die kostbare Zeit zu verschwenden, und aus denselben Leerheit des Herzens, Mißmuth, oder eine verderbte Gesinnung mit nach Hause zu bringen. Lasse dich nie von kleinlichen Dingen fesseln — ein Fehler, von welchem wenige deines Geschlechtes ganz frei sind. Wer auf solche Dinge seine Blicke wirft, dessen Geist sinkt tief in Nichtswürdigkeiten herab, und verliert das Gefühl seiner Anlagen und Kräfte. Das beste Mittel, sich gegen dergleichen Verirrungen zu schützen, ist ein thätiges, arbeitvolles Leben, das der Seele nicht Zeit läßt, auf Kleinigkeiten zu verfallen.

Noch muß ich dir, meine Tochter, einige Worte über den Umgang mit Personen vom männlichen Geschlechte sagen, und dich mit väterlicher Herzlichkeit bitten, sie

wohl zu erwägen, und nie zu vergessen. Der Umgang mit gesetzten, gebildeten Männern hat für ein Mädchen den größten Vortheil; er stärkt den Geist desselben, und flößt ihm Sinn für das Ernsthaftere, Bessere ein, so wie der alleinige Umgang mit Frauenzimmern es leicht für jene Nichtswürdigkeiten stimmt, vor welchen ich dich eben gewarnt habe. Man frage die Lebensgeschichte aller ausgezeichneten, vorzüglich gebildeten Damen, und man wird vernehmen, daß der Umgang mit treflichen Männern den größten Einfluß auf ihre Ausbildung, und daß sie größtentheils ihm alles, was sie wußten, einsahen und waren, zu verdanken hatten. Bist du einst so glücklich, meine Tochter, des Umgangs weiser Männer gewürdigt zu werden, so benutze denselben mit Eifer und Dank zu deiner Ausbildung und Veredlung.

Aber fliehe die Gesellschaft jener jungen Männer, die es sich zum angelegentlichen Geschäfte machen, dem weiblichen Geschlechte süße Artigkeiten und Schönheiten zu sagen, um sich in die Gunst desselben einzuschmeicheln. Wie viele deiner Mitschwestern unterliegen den Lockungen solcher jungen Herren, und beweinen am Ende die leichtsinnig vertändelte Zeit, oft wohl gar die verlorne Reinheit des Herzens. O sey auf deiner Huth, meine Tochter! und vermeide die Netze, die von fesselnden Schmeichlern dem weiblichen Geschlechte gestellt werden. Der Mann von Charakter und edler Gesinnung ist bescheiden, und will, daß auch Andere bescheiden seyen. Er wird daher mit dem Lobe, das er Andern in ihrer Gegenwart ertheilt, nicht verschwenderisch umgehen, und ihnen oft nur durch einen Blick, einen Händedruck, ein hingeworfenes Wort die

Hochachtung zu erkennen geben, die er im Innern für sie fühlt. Ein Mensch, der, ohne selbst zu erröthen, uns in einem Athem, ohne Bedenken, ohne Zurückhaltung Schmeicheleien vorsagt, ist in der Regel eine gemeine Seele, ehrt uns im Grunde nicht, sondern ist entweder innerlich gleichgültig gegen uns, oder hat eigennützige, unredliche Absichten mit uns. Diese Heuchler halten Mädchen und Weiber für Puppen, geschaffen, damit die Männer mit ihnen spielen. Den Umgang mit solchen Menschen fliehe sorgfältig, meine Tochter! Er entnervt den Geist, und tödtet die bessern Gefühle des Herzens. Verstopfe deine Ohren gegen ihre Schmeicheleien, sie enthalten ein gefährliches Gift, und wahre dein Herz vor dem Einflusse ihrer Artigkeiten. Wer dir ohne Anstand übertriebene Schönheiten vorsagt, und sich bestrebt, dich dahin zu bringen,

daß sie dich bethören, gegen den fasse Mißtrauen. Er meint es nicht redlich mit dir.

Erlaubt sich jemand in deiner Gegenwart Reden und Handlungen, die dem Wohlstande und der weiblichen Sittsamkeit zuwider sind, so fliehe ihn als deinen Feind. Er hält dich für nichtswürdig genug, daß du an seinen Sittenlosigkeiten Gefallen finden, wenigstens keinen Anstoß daran nehmen werdest — die größte Beleidigung, die einem feinfühlenden, ehrliebenden Mädchen widerfahren kann. Nur der, welcher sich dir mit Bescheidenheit naht, und in seinem ganzen Betragen, in seiner ganzen Handlungsweise eine edle Gesinnung und Charakter verräth, nur der genieße deine Achtung. Ungescheut dürfe es niemand wagen, in deiner Gegenwart die Gesetze des Wohlstandes und der Sittsamkeit zu übertreten.

Wenn du, liebe Sophie, die Reinheit deines Herzens sorgfältig als dein größtes Kleinod bewahrst, deine Pflichten treu erfüllst, gegen deine gute Mutter und deine Wohlthäter dankbar bist, und Andere durch liebenswürdige Sitten für dich gewinnst, dann wird des Himmels Segen über dir ruhen. Ja das Leben hat viel Ungemach, Sorgen und Leiden, und die Erfüllung der Pflicht fällt oft beschwerlich; aber der, dessen Herz einen Gott glaubt, eine Fortdauer nach diesem Leben ahndet, und dem vertraut, der unsichtbar über alles waltet, wird nie verzagen, sondern still und heiter dem Grabe zuwandeln. Fällt dir irgend eine auszuübende Pflicht schwer, meine Tochter! so denke daran, daß sie ein göttliches Gebot sey; bist du mit deiner Lage nicht zufrieden, so erinnere dich, daß Gott dich in dieselbe versetzt habe; drückt

dich ein Kummer, ein Leiden, so zweifle nicht, daß es dir von der Vorsehung zugeschickt sey, die dich prüfen und deine Tugend läutern will; umgibt ein trübes Dunkel deine Tage, öffnet sich dir nicht die kleinste freundliche Aussicht, leuchtet dir kein Stern der Hoffnung: o so thue nur das deine, und gib dich ganz der Leitung dessen hin, der alles zum Besten wendet, vertraue seiner Vaterhuld, und tröste dich mit der Aussicht auf ein besseres Land, das die sehen sollen, die in den Prüfungstagen dieses Lebens bewährt gefunden worden sind.

Und nun leb' wohl, meine geliebte Tochter! Ehre deine Mutter, ehre auch das Andenken deines Vaters durch treue Befolgung seiner Lehren und Bitten. Sey allezeit gut und glücklich. Gott mit dir, meine Tochter!

Mit gerührter Seele und hoher Andacht las Sophie dies theure Vermächtnis des geliebten Vaters. Bei mancher Stelle flossen ihre Thränen, erhob sich ihr Blick gen Himmel. Des Verewigten Lehren, seine Aufforderungen und Bitten drangen tief in das Herz der verständigen, dankbaren Tochter. Sie nahm den Rosenstock, ging nach dem Gottesacker, und pflanzte ihn auf das Grab des Vaters. Die frömmsten Gefühle erfüllten ihre Brust, die besten Vorsätze begleiteten sie.

XXII.

Sophie.

Beschluß.

Es war nicht viel, was Herrmann den Seinigen hinterlassen hatte. Charlotte, seine verwittwete Gattinn, fand es für nöthig, sich noch mehr als bisher einzuschränken. Sie verkaufte ihre Wohnung, und zog in ein kleineres Haus. Hier lebte sie mit ihrer Tochter still und eingezogen, vermied allen Aufwand, und erwarb durch weibliche Arbeiten so viel, als zu ihrem Auskommen nöthig war.

Mit treuer Sorgfalt suchte sie Sophieens Geist auszubilden, und ihr Herz immer mehr

zu veredeln. Sophie belohnte die Bemühungen der Mutter durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten, durch Gefälligkeit und Dankbarkeit.

Weibliche Arbeiten, Lesen nützlicher Schriften, mündliche Unterhaltungen über Gegenstände des Lebens, tägliche Spaziergänge in der schönen Natur, und zuweilen ein freundschaftlicher Besuch — dies war es, womit Charlotte und Sophie ihre Zeit füllten. Nie hatten sie über Langeweile, nie über Mangel an angenehmer Unterhaltung zu klagen.

In der Stadt, in welcher sie wohnten, wurden häufig Bälle gegeben. Charlotte ließ ihre Tochter dieselben nicht besuchen, und Sophie fühlte auch keinen Drang dazu, ob sie gleich eine Freundinn vom Tanzen war. Mehrere Freunde machten Charlotten Vorwürfe darüber, und meinten, sie sorge für

das Beste ihrer Tochter auf keine vernünftige Weise. Es wäre durchaus nöthig, Sophieen mit der Welt bekannt zu machen, und sie daher an öffentlichen Lustbarkeiten Theil nehmen zu lassen.

Charlotte erwiederte auf solche Vorstellungen: daß sie ihre guten Gründe habe, warum sie ihre Tochter an ein stilles, eingezogenes Leben gewöhne; es sey für sie das Zuträglichste; Sophie müsse jetzt nicht die rauschenden Vergnügungen der Stadt, nicht den Leichtsinn und die Eitelkeit der Jugend, sondern ihr Herz und ihre Pflichten kennen lernen; wüßte man ihr, der Mutter, Gesellschaften vorzuschlagen, in welchen ihre Tochter Nahrung für Geist und Herz fände, und Gelegenheit bekäme, im Guten Fortschritte zu machen, so wolle sie keinen Augenblick Bedenken tragen, sie in solche Gesellschaften einzuführen. So lange sie aber

überzeugt sey, daß bei öffentlichen Lustbarkeiten, so wie sie zur Zeit beschaffen wären, das Herz ihrer Tochter leicht Schaden nehmen könne, so lange werde sie sie von denselben zurückhalten, und ihr mit mütterlicher Treue oft wiederholen: daß die stillen, häuslichen Freuden die schönsten, süßesten und reinsten Freuden auf Erden seyen, und daß man nur im engen Kreise edler Seelen wahres Vergnügen genießen könne.

Indeß führte Charlotte Sophieen jedes Jahr zweimahl auf den Ball. Sie hielt es für ihre Pflicht, die Tochter selbst dahin zu begleiten, und auf ihr Benehmen und das Betragen Anderer gegen sie ein wachsames Auge zu führen. So wie die Mitternachtsstunde schlug, verließen Mutter und Tochter den Tanzsaal, und begaben sich zur Ruhe, so wie den Tag darauf an ihre bestimmten Geschäfte.

So wuchs Sophie zum verständigsten, besten Mädchen der Stadt heran. Man klagte mit Recht über böse Zeiten. Alle Lebensmittel stiegen im Preise, und des baaren Geldes wurde immer weniger. Auch Charlotte fühlte den Druck der Zeit, und konnte nur mit Mühe die nöthigen Ausgaben bestreiten.

In dieser Zeit lernte die Gräfinn von Braunfels, eine Dame von vielen weiblichen Tugenden und eine Freundinn des stillen Lebens, Sophieen kennen, und gewann sie lieb. Da sie sich schon längst eine Gesellschafterinn und für ihre zwei kleinen Töchter eine Gehülfinn bei der Erziehung wünschte: so that sie Sophieen das Anerbieten, sie nach der Hauptstadt, wo sie wohnte, zu begleiten, und bei ihr zu leben.

Sophieen war der Gedanke, sich von der Mutter zu trennen, unangenehm; da

aber Charlotte selbst jenes Anerbieten für annehmbar hielt, und für die Gräfinn schon deßhalb ein gutes Vorurtheil faßte, weil sie eine innige Verehrerinn der Religion, und eine Freundinn der Evangelischen oder Mährischen Brüder war, so beschloß Sophie, dem Winke der Vorsehung zu folgen und die Einladung der Gräfinn anzunehmen.

Sophie kam vier Jahre nach des Vaters Tode in das Haus der Gräfinn. Hier wurde sie mit Liebe und Vertrauen empfangen. Der Graf von Braunfels, ein würdiger, gut gebildeter Mann, theilte die Freude seiner treflichen Gattinn über Sophieens Ankunft, und behandelte diese stets mit feiner Delicatesse.

Die Kinder des Grafen hingen bald mit aller Liebe an Sophieen, und die Gräfinn schenkte ihr nach wenigen Monaten ihr ganzes Vertrauen.

Sophie fühlte sich glücklich. Was sie zu hoffen nie gewagt hatte, wurde ihr zu Theil, ein angenehmes, freudenreiches Leben. Mit Dank gegen die Vorsehung und ihre Wohlthäter genoß sie ihr Glück, zu dessen Vollendung ihr nur die Gegenwart und unmittelbare Theilnahme der Mutter fehlte.

Ein Jahr lang hatte Sophie in dem gräflichen Hause gelebt, als der Sohn des Justizrathes Tellinger, ein fein gebildeter, treflicher junger Mann, in der Hauptstadt ankam, um sich daselbst eine Zeitlang, der Erfahrung halber, in dem Hause eines berühmten Banquiers aufzuhalten. Sein Vater hatte vor Jahren dem Grafen von Braunfels wichtige Dienste geleistet, und dieser suchte sich dafür auch dadurch erkenntlich zu beweisen, daß er den Sohn Eduard mit viel Wohlwollen empfing, und ihn ein-

lud, sein Haus zu besuchen, so oft es ihm beliebe.

Eduard Tellinger nahm diese Einladung mit Dank an, und erschien jeden Sonntag bei dem Grafen zur Tafel. Da an derselben an diesem Tage immer viele Fremde und Freunde des Hauses Theil nahmen, so ist es erklärbar, wie Sophie diesen jungen Mann öfters sehen konnte, ohne etwas Näheres über ihn, ohne selbst seinen Namen zu erfahren. Aber seine verständigen Reden, sein gefälliges, bescheidnes, edles Wesen machten auf ihr Herz den tiefsten Eindruck. Sie gestand sich heimlich, daß ihr noch kein junger Mann so wohl gefallen habe — sie fühlte sich zu ihm hingezogen, und hatte doch nicht den Muth, die Gräfinn über seinen Namen, seinen Stand und seine Verhältnisse zu befragen.

Sie erfuhr auf diese Weise nicht, daß Eduards Vater ihr persönlich bekannt, und der vertrauteste Freund ihres Vaters gewesen sey.

Auch Eduard Tellinger blieb gegen Sophieens Vorzüge nicht gleichgültig. Mit Wohlgefallen beobachtete er sie, und gestand sich endlich, daß nie ein Mädchen auf Erden den Bedürfnissen seines Herzens so vollkommen entsprechen, und sich zu einer Lebensgefährtinn für ihn eignen werde, als Sophie.

Charlotte, Sophieens Mutter, wurde krank. Kaum erfuhr dies die Tochter, als sie sogleich zu ihr eilte. Wenige Tage nach ihrer Abreise zur Mutter erhielt Eduard Tellinger die traurige Nachricht von dem Tode seines Vaters, und einige Zeilen von dem Verewigten, die er kurz vor seinem

Dahinscheiden an den Sohn niedergeschrieben hatte.

Eduards Herz wurde durch die erhaltene Nachricht sehr angegriffen. Die Zeilen des Vaters setzten ihn in nicht geringere Unruhe. Er forderte ihn durch dieselben auf, die Wittwe seines Freundes Herrmann zu besuchen, ihr seinen Tod zu melden und die Bekanntschaft der Tochter Sophie zu machen. „Du wirst, schrieb er, in Sophieen ein verständiges, liebenswürdiges und rechtschaffenes Mädchen finden. Es scheint mir, als wenn sie sich vor allen andern zu deiner Gattinn eignete. Findest du sie so, o so lege ich dir die letzte Bitte in diesem Leben ans Herz: Suche Sophieens Liebe zu gewinnen, und tritt mit ihr in eheliche Verbindung.“

Eduard, der gewohnt war, sich nach jedem Winke des würdigen Vaters zu richten, und dem diese letzte Bitte desselben für ei-

ne heilige Aufforderung galt, kam mit sich selbst in Widerspruch. Es schien ihm Pflicht, des Vaters letzten Wunsch zu erfüllen; aber sein Herz war nicht mehr frei; es schlug mit Verehrung und Liebe für die liebenswürdige Gesellschafterinn der Gräfinn von Braunfels. Zwar kannte er weder den Stand noch die innere und äußerliche Lage derselben näher; selbst ihren Namen hatte er nie nennen hören; aber wohl bekannt war ihm ihr holdes einnehmendes, edles Wesen, und sein Herz rief ihm mit mächtiger Stimme zu: Nur mit ihr kannst du glücklich seyn!

So mit sich im Streite, wußte er lange nicht, nach welcher Seite er sich wenden sollte. Endlich faßte er den Entschluß, nach dem Wohnorte der verwittweten Herrmann zu reisen, was ihm schon die Nothwendigkeit einer Zerstreuung anrieth.

Eduard erreichte die Stadt, in welcher Charlotte Herrmann lebte, und stieg in ihrem Hause ab. Sophie war bei einer Freundinn. Charlotten selbst fand er kränkelnd; jedoch befand sie sich bereits auf dem Wege der Besserung, und hatte schon das Bett verlassen können.

Eduard meldete ihr den Tod seines Vaters, und freute sich über die herzliche Theilnahme, die sie ihm auf eine ungeheuchelte Art bewies. Ihr freundliches, sanftes, ächt weibliches Wesen nahm ihn bald für sie ein, und er konnte sich nicht verhehlen, daß, wenn die Tochter der Mutter gleiche, sein Gefühl für sie bestochen werden würde.

Endlich erschien Sophie. Eduard erblickte sie, und erstaunte nicht wenig. Er traute seinem Auge kaum, als er in ihr die Gesellschafterinn der Gräfinn erkannte. Sophie war nicht minder betroffen. Unerklär-

bar schien ihr Eduards Erscheinung. Er näherte sich ihr bescheiden, und versicherte, daß es ihn ungemein freue, sie hier unvermuthet anzutreffen. Ein gleiches versicherte auch Sophie in Rücksicht seiner.

Eduard erzählte ihr kurz die Veranlassung seiner Reise nach dieser Stadt. Sie war freudig überrascht, als sie vernahm, er sey der Sohn des würdigen Justizrathes Tellinger, und bezeigte ihm die herzlichste Theilnahme an dem Verluste eines so treflichen Vaters.

Sie sind, fragte Eduard, wahrscheinlich mit der Tochter des Hauses bekannt? Es soll ein liebenswürdiges Mädchen seyn. Mein Vater war ihr sehr zugethan.

Das Rosenroth der Bescheidenheit färbte bei diesen Worten Sophieens Wange. Mit sichtbarer Verwirrung deutete sie ihm an, daß sie selbst die Tochter des Hauses sey.

Sophie Herrmann? rief Eduard überrascht aus, und war voll Freude, als seine Frage bejaht wurde. — Eduard verweilte einige Tage bei Charlotten und Sophieen, und trug dieser Herz und Hand an. Sophie war bald für ihn ganz entschieden; in der festen Ueberzeugung, daß sie an seiner Seite glücklich leben werde, gab sie ihm nach einem Monate das Jawort.

Nach Verlauf eines halben Jahres war die Trauung. Eduard ließ sich in seiner Vaterstadt nieder, und nahm seine Schwiegermutter zu sich. Sie leben nun in schönem Verein glückliche Tage, und wirken auf Erden viel Gutes.

XXIII.

Das Glück des Lebens.

Freundlich lächelte an das Chor der Götter Leandern,
Als er, ein liebliches Kind! leise zu athmen begann.
Fröhlich wuchs er heran, der Säugling zum rascheren Knaben,
Und zum Jüngling' der Knab', muthig sich nähernd dem Mann.
Mächtig schlug ihm das Herz, geschaffen für Freundschaft und Treue;
Kühn zu umfassen die Welt strebte der feurige Geist.
Tief im Innern dämmerte auf des höheren Lebens

Und des reineren Glücks seelenerhebendes Bild.
Da beschlossen im unerforschlichen Rathe die Götter,
Ihm zu entziehen die Hand; daß er mit eigener Kraft
Seines Daseyns hehre Bestimmung fühl' und ergründe,
Und er selber sich sey Schöpfer des bleibenden Glücks.
Dieses zu haschen, entbrannte Leanders männliche Seele;
Voll erhabner Begier rang er als Jüngling und Mann.
Aber nicht bald ward ihm des Sieges stärkende Freude,
Oft war fruchtlos der Kampf, gänzlich verfehlet das Ziel.
Zweimahl kehrt er bekränzt vom Platz der olympischen Spiele,

Laut als Sieger gerühmt; aber dies
macht nicht sein Glück.
Rastlos strebet der Geist Leanders nach hö-
herem Ruhm,
Und den Musen weiht er und dem Apol-
lo die Kraft.
Seht! es rinnet ihm jetzt die nimmer ver-
siegende Quelle
Ewiger Jugend; es flicht Phöbos dem
Sänger den Kranz;
Und von Munde zu Munde ertönen die lieb-
lichen Lieder,
Die, begeistert, er sang; aber das
macht nicht sein Glück.
Zwar gewähret ihm Wonne noch immer die
himmlische Dichtkunst;
Doch nach Höherem sehnt sich des Ge-
priesenen Herz;
Endlich das Glück zu haschen, vertraut des
Oceans Fluthen

Sich der Feurige an, suchet, und findet
es nicht.
Dreimal begrüßt er mit neuer Hoffnung
Afrika's Küste,
Und mit Würden und Ehr' krönt ihn
das fernere Land.
Unbefriedigt jedoch, mit immer steigenden
Wünschen,
Kehret der Wanderer heim, zürnend dem
bösen Geschick.
Was ist (fragt er voll Zweifel) das Glück? wo
ist es zu finden?
Ueberall sucht' ichs und fand: Nichtig-
keit, Träume und Schein!
Tobendes Herz! wann wird dein heiliges
Sehnen gestillet?
Ach! wann steigt vom Olymp seliger
Friede auf dich?
Während Leander im Innern dergleichen
Gedanken bewegte,

Irrt er mit rascherem Schritt tiefer und
tiefer im Hain.
Schon mit matterem Schein sieht er die
Sonne sich senken,
Und ihr milderer Strahl leuchtet ihm
Ruhe ins Herz.
Da erblickt er auf Einmahl ein wohlumzin-
geltes Gärtchen
Und den Gärtner darin, welcher ihn
freundlich empfängt.
Heiterer Sinn glänzt diesem und innige Ru-
he der Seele
Aus dem freundlichen Aug', faltenlos
hebt sich die Stirn.
Finden sich edlere Seelen, gleich ist die
Freundschaft geschlossen;
Und so war es auch hier; traulich er-
goß man sich bald.
Auf die Freuden der Welt lenkt ernsthaft
Leander die Rede,

Läugnet ein reineres Glück, läugnet ein höheres Seyn.
Freundlich erwiederte drauf der ruhig heitre Cleanthes:
Zürne, traut er doch nicht Göttern und Menschen und dir!
Freilich suchen wir oft vergebens ein edleres Wohlseyn;
Aber wir suchen es da, wo es doch nimmermehr ist.
Rastlos strebet der Mensch nur immer nach Vielem und Großem;
Will umfassen die Welt, und er umfasset dann Nichts;
Will erfliegen die Sterne, und zu den Göttern sich schwingen,
Aber es hält ihn die Erd', und er ergrimmet darob.
Sieh'! wir spähen und rennen, wir streben, zittern und ringen;

Doch gewöhnlich gilt dies nichtigem Glanze und Prunk.
Unbefriedigt bleibt dann der Wünsche frömmster und höchster,
Unmuth, Sorge und Gram herrschen, statt Freude und Ruh.
Aber o glücklich der Mann, der still und unbemerkt hauset,
Seine Wünsche begrenzt, ferne nicht suchet das Glück;
Welcher den Himmel in sich und in der Seinigen Kreise
Findet, wahrlich! nur hier winkt ihm ein höheres Seyn!
Während sie sprachen, war still die lächelnde Sonne verschwunden,
Und mit dem traulichen Freund kehret Cleanthes nun heim.
Seine Hütte war klein; doch zierten sie Reinheit und Ordnung,

Und ein tugendhaft Weib, wahrlich! der köstlichste Schmuck.
Freundlich umarmte die Frau den wiederkehrenden Gatten,
Drückt mit der Liebe Gewalt ihn an die weibliche Brust.
Drauf umringet ihn laut ein Trupp rothbäckiger Kinder.
„Vater! Vater!“ ertönt's; ha! sie umhalsen ihn froh;
Und den Schooß des umschlungenen Vaters erkrabbelt das Kleinste,
Und mit freudiger Kraft zaust es sein lockiges Haar.
Auch tritt lächelnd herein die achtzehnjährige Tochter,
Grüßet bescheiden den Freund, grüßet den Vater dann auch.
Siehe, da füllet das Herz Leanders die süßeste Wonne,

Mancher selige Traum — Wirklichkeit
scheint er ihm hier.
Freundlich umschwebet den Gast der Genius
häuslicher Freuden,
Und mit göttlicher Macht dringet die
Liebe ans Herz.
Sie belebet ihn ganz; zum Himmel wird
ihm die Erde,
Und er umarmet den Freund, bittet das
Mägdchen zur Frau.
Willig gibt ihm Cleanthes die Tochter,
das Mägdchen sein Herz ihm,
Und nun fühlt er sich froh, fühlt sich
gestärkt und beglückt.
Ihm verflossen die Jahre des Lebens wie
fliehende Stunden;
Denn, gnügsam und still, pflegt' er
des häuslichen Glücks.

XXIV.

Alfred von Willingen
oder
der Grabeshügel.

Gleich einer Rose, die sich so eben entfaltet, blühte Alfred, der einzige Sohn eines Reichsritters, eines Mannes, dem Freund und Feind das Zeugniß des offensten, aufrichtigsten Charakters gab. Emanuel von Willingen war sein Name. Kaum zehn Jahre mit Emilien, dem besten weiblichen Wesen der ganzen Gegend, ehelich verbunden, starb ihm die geliebte, treue Gefährtinn des Lebens, und versetzte seine Seele in

eine Stimmung, die ihm bis dahin unbekannt war.

Mit Emiliens Schicksale hatte Emanuel von Willingen das seinige verwebt, in ihrem Glücke sein eigenes, in ihrer Liebe die größte Wonne der Erde, in ihrem Beifall den schönsten Lohn seiner edlen Bestrebungen gefunden. Sie war ihm alles, alles! Düster hatte er die Jahre des Jünglingsalters verlebt, hatte nach Liebe gerungen, und keine Seele gefunden, die ihn verstehen, an die er sich mit Innigkeit, mit vertrauensvoller Hingebung anschließen konnte. Da begegnete er auf seiner einsamen Lebensbahn Emilien, erkannte ihre schöne Seele, fand sich in ihr wieder, und sah sich nach zwei Jahren durch Priesters Hand mit ihr auf ewig verbunden.

Emanuel von Willingen lebte jetzt von neuem auf; er ward geselliger, nachgiebiger

und thätiger. Emilie ebnete ihm ja den Pfad des Lebens, gab seinen Ansichten von der Welt eine lichtere, freundlichere Farbe, seinen Wünschen und Hoffnungen neue Nahrung.

Alfred wurde geboren, und das häusliche Glück des treflichen Ehepaares erhielt einen bedeutenden Zuwachs. Die Freunde und Unterthanen des Ritters bezeigten laut ihre Freude darüber. Der Tugend und Weisheit ward der Erstgeborne von den entzückten Aeltern geweiht.

Munter und gesund wuchs Alfred empor, fröhlich anzusehen dem redlichen Vater, der liebevollen Mutter. Jede neue Entfaltung seines Körpers und Geistes war für die glücklichen Aeltern ein festlicher Anblick. Genießt doch jeder Vater, jede Mutter kein köstlicheres Vergnügen, als das, welches ein hoffnungsvolles Kind ihnen gewährt.

Acht Jahre hatte Alfred zurück gelegt, als seine von ihm innig geliebte Mutter in eine Krankheit verfiel, die einen übeln Ausgang drohte, und den Zusammentritt mehrerer geschickten Aerzte zu einer Berathschlagung nöthig machte.

Mit der innigsten Liebe hing Alfred an der Mutter; sein Schmerz über ihre gefährliche Krankheit war ohne Grenzen. Nichts zog ihn während derselben an, mit Gleichgültigkeit blickte er nach den Sachen, die ihm sonst die liebsten waren, mit Unwillen wies er die Einladungen seiner Cameraden zu Lustspielen zurück. Sein zartes Herz hatte nur Raum für traurige Empfindungen. Von dem Bette der geliebten Kranken wollte er durchaus nicht weichen; Erleichterung seiner Schmerzen fand er nur an ihrer Seite, in ihrem sanften Lächeln, ihren leisen, aber zärtlichen Händedrücken. Auch des Nachts

wollte er bei der leidenden Mutter seyn. Alle Aufforderungen, sich in seiner Schlafkammer niederzulegen, und von den Ermattungen des Tags zu erholen, blieben ohne Erfolg. Gewöhnlich saß er neben dem Krankenbette so lange auf einem Stuhl, bis der Schlaf ihn überwältigte. Sanft wurde er dann in sein Bette getragen.

Rührend war für die gefühlvolle Mutter diese seltene Liebe des Sohnes. Tief wurde sie bisweilen durch dieselbe erschüttert. Sie fühlte, daß sich ihr Ende nahte. Fest war ihr Glaube an Gott und Unsterblichkeit, und der Tod hatte nichts Schreckliches für sie. Eine süße Wehmuth durchdrang ihr Herz, wenn sie daran dachte, daß sie nun bald scheiden werde von dieser Erde voll Sorge und Unbestand, um in einer andern, bessern Welt sich ihrer Bestimmung mit raschen Schritten zu nähern; aber fiel

ihr Blick auf ihren traurenden Gatten und auf ihren innig geliebten, blaß neben ihr sitzenden Sohn, o dann fuhr es ihr durch die Seele wie ein electrischer Schlag, ihr Auge ward feucht, und sie blickte mit Schmerzen gen Himmel, gleich als wollte sie sagen: Gern folge ich deinem Willen, o du, der alles lenkt, aber wo bleibt mein Gatte, wo bleibt mein Alfred!

Die Aerzte ließen kein Mittel unversucht, Emilien zu retten. Im Rathe Gottes war es anders beschlossen. Ihre Krankheit verschlimmerte sich mit jedem Tage, und die Aerzte fingen an, alle Hoffnung aufzugeben.

Der erste May erschien. Es war ein heller, freundlicher Tag. Emilie ließ sich von Alfred ein Lied auf den May vorlesen, und schien sich der Schönheit des Tages zu freuen. Mein lieber, lieber Alfred, stammelte sie,

und griff nach seiner Hand, wie dieser schöne, helle Tag sey dein ganzes Leben.

Alfred bebte; Thränen drängten sich in sein Auge; er schluchzte.

Alfred, fuhr die gerührte Mutter fort, du warst immer meine einzige Hoffnung — ach, daß ich es nicht mit ansehen kann, wie diese Hoffnung in Erfüllung geht. Mein guter, lieber Sohn! werde — o werde so brav wie dein Vater, und denke bisweilen, wenn ich schon längst nicht mehr bin, mit Liebe an deine Mutter.

Mehr konnte Emilie nicht sagen; ihr Herz war erschüttert. Mit einem Strome von Thränen sank Alfred über sie hin. Mutter! liebe, theure Mutter! schluchzte er, du gehst nicht von dieser Erde, du bleibst bei uns, was sollen wir auf der Welt ohne dich!

Alfred! versetzte Emilie nach einer Pause, Alfred, mein geliebter Sohn! nicht un-

ser, Gottes Wille geschehe. Höre meine letzte Bitte, und vergiß sie nie. Mache deinem Vater immer Freude, wandle auf Gottes Wegen, und betrübe dich nicht zu sehr, wenn ich sterbe.

Die letzten Worte sprach Emilie mit gebrochener Stimme aus. „Wenn ich sterbe" diese wenigen Worte erschütterten Alfreden so stark, daß er halb ohnmächtig an das Krankenbette der Mutter sank. In diesem Augenblicke trat leise der Vater herein. Die Scene rührte ihn zu Thränen. Sanft blickte die gute, trefliche Gattinn nach dem Manne hin. Ich gehe bald von dir, sprach sie leise, aber dir bleibt Alfred, dir bleibt ein großes Kleinod zurück.

Bestes Weib, stammelte Emanuel von Willingen, und wollte sich über Emilien hinbeugen, als sie in einen Zustand von Zuk-

kungen verfiel, und mit dem Tode zu ringen anfing. Mit gebrochenem Auge blickte sie noch einmal, nicht ohne sichtbare Anstrengung, nach Mann und Sohn hin, und verschied.

Alfred erwachte aus seinem ohnmächtigen Zustande. Mein Sohn, sprach der Vater, und Thränen unterbrachen seine Rede, deine gute Mutter ist nun bei Gott.

Der Anblick der entseelten Mutter preßte Alfreden einen Schrei aus; er warf sich auf den geliebten Leichnam, und konnte nur mit Mühe von demselben losgerissen werden. Laut waren seine Klagen, unbeschreiblich seine Schmerzen.

In dem Orte und der ganzen Gegend brachte die Nachricht von Emiliens Tode die größte Wirkung hervor. Sie hatte vielen wohl gethan, alles ehrte, alles liebte sie. Arme Familien eilten herbei, und bewein-

ten ihre Wohlthäterinn mit den aufrichtigsten Thränen.

Nach zwei Tagen war das Begräbniß. Die Verstorbene hatte in einem ihrer Gärten einen Platz liebgewonnen, auf welchem eine schöne Linde stand. Mehrmahls hatte sie, wenn sie im Kreise der Ihrigen unter dem Baume saß, scherzweise gesagt: Hier müßt ihr mich begraben, wenn ich sterbe. Eingedenk dieses Wunsches, beschloß ihr Gatte, sie unter der Linde der Mutter Erde wieder zu geben. Viele Tausende wohnten dem Begräbnisse bei. Als der Redner mit ungeschminkter Wahrheit, einfach aber eindringend, das Gute der Verewigten schilderte, war auch nicht Eine Seele unter den vielen Tausenden, die nicht durch Thränen zu erkennen gegeben hätte, wie schmerzlich ihr der Tod Emiliens sey. Der Grabeshügel wurde ganz mit Veilchenkränzen bedeckt, und lan-

ge Zeit hindurch von guten Menschen besucht.

Mehrere Wochen vergingen, bis Emanuel von Willingen und Alfred, tief niedergebeugt durch ihren großen Verlust, sich von ihren Schmerzen erholten, und ihr Inneres ruhiger wurde. Bei dem Vater währte die dumpfe, melancholische Stimmung, in die sich sein innerer Schmerz auflöste, lange fort; Alfred, so zärtlich er auch seine Mutter geliebt hatte, und so oft und aufrichtig er auch ihren Verlust betrauerte, fing früher an, wieder auf die angenehmen Seiten des Lebens hinzusehen, und sich der Erde von neuem zu freuen. Das jugendliche Herz vergißt leichter das Ungemach und die Leiden des Lebens. Dieß war auch bei Alfred der Fall. Sein Körper, der während der Krankheit Emiliens ange-

griffen worden war, erholte sich bald wieder; seine verlornen Kräfte kehrten zurück; die Wangen rötheten sich von neuem, und Alfred stand da, gleich einer frisch aufgeblühten Rose.

Der Anblick des blühenden Sohnes, die Wahrnehmung der schönen Entwickelung seines Geistes, war für den alten von Willingen, der seine geliebte Gattinn nie vergessen konnte, Balsam für die verwundete Seele, der wirksamste Trost in seinen bangen Stunden. Da er die Erziehung Alfreds unmöglich selbst besorgen konnte, so verband er sich mit einem jungen geschickten Gelehrten, der vorzüglich die wissenschaftliche Bildung des Sohnes übernahm, und von Willingen als ein Hausfreund, auf die ehrenvollste Art, behandelt wurde.

Alfred stand in seinem sechszehnten Jahre. Der Vater beschloß, ihn auf ein etwas ent-

terntes Gymnasium zu schicken, das in großem Rufe stand. Hier sollte er sich zur Universität zweckmäßig vorbereiten. Wohlbekannt waren dem wackern von Willingen die vielen Irrgänge, in die besonders der Jüngling leicht geräth, die Seitenwege, die er oft einschlägt, um ein Ziel zu erreichen, das nicht zum Heile, sondern fast immer zum Untergange führt. Er vertraute aber dem Herzen Alfreds, das bis dahin mit aller Sorgfalt rein und unschuldig und für alles Gute und Schöne rege erhalten worden war, und hoffte von der Macht der guten Gesinnung, durch welche derselbe sich stets ausgezeichnet hatte, daß er nie vom Pfade der Tugend auf die schlüpfrige Bahn des Lasters verirren werde. Um sich dessen noch mehr zu versichern, nahm er ihn des Abends vor seiner Abreise an den Arm, und besuchte mit ihm alle Plätze, auf welchen er

sich oft mit ihm über die Bestimmung des Menschen, und seine Pflichten als väterlicher Lehrer, unterhalten hatte.

Es war Alfreden, als gingen in dieser feierlichen Stunde alle bisher an ihn gerichteten Belehrungen, Erinnerungen und Aufforderungen des Vaters noch einmahl vor der Seele vorüber. Hinter einem östlichen Berge stieg der Mond majestätisch empor, und erhöhte die ernste Stimmung des Jünglings zu einer religiösen Rührung, wie er sie bis dahin noch nie bei sich bemerkt hatte.

Der Vater lenkte nach dem Garten zu, in welchem seine unvergeßliche Emilie ruhte. Sie näherten sich der Linde, und bald standen sie an dem Grabeshügel. Feierliche Stille umschwebte sie. Ein heiliges Dunkel umschattete die Ruhestätte der besten Gattinn, der liebevollsten Mutter. Höher stieg die goldene Scheibe des Mondes hervor;

bald stand er rein über dem Horizonte, wie in Silberglanz gehüllt. In einiger Entfernung schlug eine einsame Nachtigall; ihre melancholischen Töne drangen tief in des Vaters und in Alfreds Herz.

Mein Sohn, hub jetzt der Vater an dem Grabeshügel Emiliens mit bewegtem Herzen an, mein Sohn! es stehet mir und dir eine Stunde bevor, die uns auf einige Jahre von einander entfernt. Es wird mir wehe thun, dich zu vermissen, es wird Augenblicke geben, wo ich mich nach dir mit väterlicher Liebe sehnen werde; ich werde mich dann immer mit dem Gedanken trösten, daß unsere Trennung zu deiner vollkommnern Ausbildung nothwendig war. Aber in manchen Stunden wird es mir, mein Sohn, auch bange um dein Herz seyn — ich werde für die Güte, Reinheit und Unschuld desselben zittern, zittern davor, daß du auf Abwege

geräthst, dich der Sinnlichkeit oder schlauen Verführern in die Arme wirfst, und am Ende nicht so gut und edel zu deinem Vater zurückkehrst, der dich innig liebt, und der in deinem Wohle seinen größten Trost, sein größtes Glück findet.

Schon zu Anfange der väterlichen Worte drängten sich Thränen in Alfreds Auge. Er fiel weinend dem Vater ans Herz, und vermochte kein Wort zu sprechen.

Mein geliebter, einziger Sohn, fuhr der Vater fort, deine Thränen sind mir Beweise eines guten gefühlvollen Herzens. Sohn einer treflichen Mutter! denke daran, auf welchem Platze wir jetzt stehen; dieser Hügel deckt die Hülle eines edlen Wesens, das dich über alles — das dich mehr, warlich! mehr liebte als sich selbst. O bei der Tugend deiner Mutter, bei ihrer grenzenlosen Liebe für dich, bitte, beschwöre ich dich,

ihr Andenken durch einen tugendhaften Lebenswandel zu ehren, und nie von dem zu weichen, was recht und gut ist.

Vater, geliebter Vater! stammelte Alfred: erwarten sie von mir das Beste!

Der Segen Gottes ruhe auf deinem Versprechen, mein Sohn! sprach Emanuel von Willingen, und drückte den Sohn der Hoffnung und Liebe an das gerührte väterliche Herz. Diesem war so, als befände er sich in der Gegenwart des Heiligsten, als schwebe der selige Geist der längst entschlummerten Mutter um ihn, als riefe sie ihm mit Engelstönen zu: Vergiß dein Versprechen nicht!

Voll ernster Gefühle und Gedanken verließen Vater und Sohn die heilige Stätte. Als die Sonne am folgenden Morgen emporstieg, waren die größten Schmerzen der Trennung überstanden, und Alfred sah sich

noch einmahl von einem entfernten Hügel nach den heimischen Flurenauen um, auf welchen ihm die glücklichsten Jahre des Lebens verschwunden waren.

Alfred erreichte mit den besten Vorsätzen das Gymnasium zu Niederfels, und wurde besonders von den Professoren, denen er empfohlen war, auf das freundlichste aufgenommen. Sein eiserner Fleiß, die merklichen schnellen Fortschritte, die er in allen Wissenschaften machte, in denen er unterrichtet wurde, und seine musterhafte Aufführung gewannen ihm bald die Liebe seiner Lehrer und das Vertrauen seiner Mitschüler. Oft erfreute er den Vater durch herzliche Zuschriften, und wuchs empor zu einem liebenswürdigen, treflichen jungen Manne.

Zwei Jahre lang hatte der alte von Willingen lauter frohe Nachrichten von seinem

Sohne erhalten. Noch ein Jahr lang sollte dieser in Niederfels zubringen, und dann in die Arme seines Vaters zurückkehren, der ihn hierauf selbst nach Göttingen auf die Universität begleiten wollte.

In diesem letzten Jahre machte Alfred einige Bekanntschaften, die ihm ungemein vortheilhaft dünkten. Edmund von Böller und Max von Hoch wurden seine vertrautesten Freunde. Da sie mit den feinsten äussern Sitten eine einnehmende Art von Gutmüthigkeit verbanden, warf er sich mit grenzenlosem Vertrauen in ihre Arme, uneingedenk der oft wiederholten Lehre des Vaters: daß man ohne vorhergegangene strenge Prüfung seiner Freunde sich ihnen nicht sogleich ganz hingeben müsse. Alfreds gutes Herz ahndete keine Täuschung.

Böller und Hoch gehörten in die Klasse von Menschen, welche die Kunst verste-

hen, durch einen glänzenden äußern Schein für sich einzunehmen, und den Schalk, den sie heimlich in sich tragen, den Augen Anderer zu verbergen. Beurtheilte man sie nach ihren gefälligen Manieren, nach den schönen, schmeichelhaften Worten, die sie jedem zu sagen wußten, an dessen guter Meinung ihnen gelegen war, und nach der Bereitwilligkeit, jedem etwas Angenehmes zu erweisen; so konnte man nicht umhin, sie für die liebenswürdigsten, besten Jünglinge der Schule zu halten. Sah man aber tiefer in ihr Herz, so bemerkte man Seiten an ihrem Charakter, die zu keiner günstigen Beurtheilung ihres sittlichen Werthes einluden, sondern sie vielmehr in den gegründeten Verdacht der Heuchelei brachten. So tief blickte aber Alfred nicht in ihr Innres, daß er Veranlassung erhalten hätte, in die Redlichkeit ihres Charakters Mißtrauen zu setzen. Es schien ihm

vielmehr ausgemacht, daß an der Güte und Gediegenheit derselben nicht zu zweifeln sey, und vertraute sich ihnen ganz an.

Böller und Hoch, geübt in den Künsten des Scheins, waren fein genug, die Maske so lange zu tragen, bis Alfred ganz der Ihrige war. Jetzt erst zeigten sie sich von Seiten, die Alfred bis dahin an ihnen nicht bemerkt hatte, doch auch dabei gingen sie so planmäßig und stufenweise zu Werke, daß er unvermerkt in das Netz fiel, das sie nach ihm ausgeworfen hatten, und es erst dann wahrnahm, als es schon zu spät war.

Täglich wurde Alfred von seinen Freunden zu Spaziergängen eingeladen, auf welchen über wissenschaftliche Gegenstände gesprochen, und zuweilen auch aus einem guten Dichter vorgelesen wurde. Diese nützlichen Unterhaltungen wurden aber allmählich eingeschränkt. An die Stelle bildender Ge-

spräche traten leichtsinnige Scherze, an die Stelle edler Dichter verbotene Schriften, deren Verfasser sich über das Heiligste im menschlichen Leben, über Reinheit des Herzens, Tugend und Religion auf die tadelhafteste Weise ausließen, und in die Gemüther ihrer Leser den Samen der Unzufriedenheit, des Zweifels und Unglaubens streuten.

So mißfällig dies alles Alfreden anfänglich war, so bald gewöhnte er sich daran, und fing an, über Gegenstände, die dem besseren Menschen von Wichtigkeit sind, leichtsinnig zu urtheilen, und über die strengen sittlichen Grundsätze zu lächeln, nach welchen er bisher gehandelt hatte.

Böller und Hoch bemerkten nicht ohne Vergnügen die Fortschritte, welche Alfred in einer Gesinnungsart machte, die ihm sonst fremde gewesen war. Wer ein-

mahl, dachten sie ganz richtig, über seine bisherigen Grundsätze lächelt, von dem ist nicht zu zweifeln, daß er bald entgegengesetzte Grundsätze ergreift und durch sie seine Handlungsweise bestimmt.

Die schlauen Freunde irrten sich in ihren Erwartungen nicht. Alfred, der sonst in seinen Urtheilen sehr vorsichtig und ein Feind aller Spöttelei war, fing an, bisweilen der heiligsten Gegenstände zu spotten, und gefiel sich darin so wohl, daß er von nun an glaubte, immer witzig seyn zu müssen. Alle, die ihn kannten, und ihn bisher aufrichtig geschätzt und geliebt hatten, wurden in ihm irre, und bedauerten, daß er auf einen der gefährlichsten Abwege, auf den der Spottsucht, gerathen sey.

Völler und Hoch benutzten jede Freistunde, Alfreden zu besuchen. Dieser, dadurch in seinem Privatfleiße gestört, äußerte

mehrmahls, daß man die Besuche werde einschränken müssen, erhielt aber immer zur Antwort: dies dürfe nicht geschehen; die Schulstunden strengten den Geist hinlänglich an; er habe Erholung nöthig; die Jahre der Jugend kämen nicht wieder, man müsse sie nicht ungenossen entfliehen lassen, sondern den Augenblick benützen. Durch solche Vorstellungen gelang es den Freunden, Alfreden vom Privatfleiße, der bei dem Studieren von so großer Wichtigkeit ist, abzuziehen, und ihm Liebe zu Zerstreuungen einzuflößen. Von nun an wurde nicht leicht eine Lustbarkeit der Stadt und der umliegenden Gegend versäumt; den größten Theil des Tages brachte man in öffentlichen Gärten an der Kegelbahn oder am Spieltische zu, man unternahm Landpartbieen, besuchte fleißig das Theater, und schwelgte in sinnlichen Genüssen.

Mit Bedauern bemerkten die Lehrer der Schule Alfreds Verirrungen, und machten ihn von Zeit zu Zeit auf seine Fehltritte aufmerksam. Ihre Vorstellungen würden nicht ohne Wirkung geblieben seyn, wenn nicht Böller und Hoch ihren Freund anders zu stimmen gewußt hätten. Du bist kein kleines Kind mehr, sprachen sie wiederholt zu Alfreden, du weißt, was du thust; was willst du dir von den Professoren vorschreiben lassen! Sind sie etwa deine Herren, denen du blinden Gehorsam schuldig bist? Was geht sie dein Thun und Lassen außer der Schule an? Nein, unterdrücken, gängeln als ein Kind sollen sie dich nicht!

Alfreds Denkungsart war bereits so verschroben, daß er das Schiefe und Erbärmliche solcher Vorstellungen nicht einsah, und sich, getröstet durch dieselben, um die wohl-

gemeinten Erinnerungen seiner Lehrer nicht bekümmerte.

Nicht leicht ist etwas so verführerisch, als das Spiel. Alfred wurde nach und nach dafür so sehr eingenommen, daß er sich demselben mit ganzer Seele hingab, und im Punkte der Spielsucht seine Freunde bald übertraf, obgleich das Glück ihm fast immer den Rücken wandte. Seine ganze Lebensart war nicht nur seiner Ausbildung ungemein hinderlich, sondern auch überaus kostspielig, und der gute Vater, der von dem entfernten Sohne immer das Beste hoffte, und täglich mit Liebe und Sehnsucht an ihn dachte, mußte ihm eine beträchtliche Summe nach der andern zuschicken. Zu Alfreds Ehre kann es nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß er bei dem Gedanken an seinen Vater immer im Innersten seines Herzens erbebte, und dann oft dar-

an war, seine Sinnesart zu ändern, und auf den Weg des Guten zurückzukehren; allein seine Verführer wußten die guten Regungen solcher Augenblicke zu unterdrücken, und Alfred, zu schwach, ihren Reizungen zu widerstehen, ließ sich betäuben.

Dem alten von Willingen fielen am Ende Alfreds wiederholte Bitten um Geld und die Nachläßigkeiten seiner Briefe auf; allein sein Vertrauen zu des Sohnes Tugend war so stark, daß er lange darüber hinweg sah, und sie auf alle mögliche Weise bei sich selbst entschuldigte. Alfred hingegen sank immer tiefer. Da die Summen, die er von seinem Vater erhielt, nicht ausreichten — so machte er beträchtliche Schulden. Seine Gläubiger drängten ihn. In seiner größten Verlegenheit wandte er sich an seine Freunde, Böller und Hoch, und forderte sie auf, ihn aus seiner unangeneh-

men Lage zu retten. Umsonst! sie waren taub für seine Bitten, und gaben ihm den Rath, heimlich aus der Stadt zu fliehen, wenn er durchaus nicht bezahlen könnte. Diese Zumuthung empörte ihn; er machte ihnen Vorwürfe, er nannte sie Verführer — aber sie lächelten hämisch, und öffneten ihm dadurch die geblendeten Augen. Nun erst erkannte er in ihnen bösartige, falsche Freunde, und erblickte vor sich den Abgrund, an den sie ihn geführt hatten. Mit Abscheu verließ er sie, und beweinte die erlittene Täuschung. Thränen, über Verirrungen des Herzens, sind eine himmlische Erscheinung, sind tröstliche Vorboten der Besserung, der zurückkehrenden Tugend. Wohl dem Verirrten, der sie weinen kann!

Niedergedrückt von beträchtlichen Schulden, verlassen von den Freunden, auf die Alfred so viel gebaut hatte, zur Verzweif-

lung gebracht von dem Gefühle seines sittlichen Unwerths und dem Gedanken an seinen Vater, dessen Ermahnungen er so leichtsinnig vergessen konnte, wußte der Unglückliche lange nicht, wozu er sich entschließen sollte. In einer glücklichen Stunde rieth ihm zwar sein Herz, dem getäuschten Vater offen seine Verirrungen zu bekennen, um Verzeihung zu bitten, und seinen Beistand zu erflehen. Aber das Gefühl einer unzeitigen Schaam hielt ihn davon zurück. Er schrieb an den Vater, versicherte, daß er sich wohl befinde, und bat um eine große Summe Geldes, unter dem Vorwande, daß er sie zu Anschaffung von Büchern und Kleidern nöthig habe.

Dem alten von Willingen kam diese neue Geldforderung unerwartet. Er fing an, die Verirrungen des Sohnes zu ahnden, und erschrack bei dem Gedanken, daß seine Vermuthung vielleicht gegründet seyn

könnte. Um sich darüber Aufschlüsse zu verschaffen, schrieb er an den Rector der Schule zu Niederfels, und bat ihn um einen offenherzigen Bericht über den sittlichen Zustand seines Sohnes.

Alfred harrte mit jedem Posttage auf das verlangte Geld. Es traf nicht ein. Seine Schulden vermehrten sich und mit ihnen die zudringlichen Forderungen der Gläubiger. Mit jedem Tage stieg seine peinliche Verlegenheit. Endlich traf ein Paket Geld ein, aber nicht zum vierten Theil so viel, als Alfred verlangt hatte. Unglücklicher Weise bemerkte einer der Hauptgläubiger den Briefträger, als er mit dem Gelde in Alfreds Wohnung trat, eilte sogleich hin, und bemächtigte sich ohne weitere Umstände der ganzen Summe, in Gegenwart des Briefträgers, der sich diesen raschen Auftritt nicht zu erklären wußte.

Es läßt sich nicht leicht etwas Peinlicheres denken als die Gemüthsstimmung, in die Alfred durch dieses Zugreifen des Gläubigers versetzt wurde. Es währte nicht lange, so stürzten mehrere Gläubiger in sein Zimmer, behaupteten, er habe Geld erhalten, und forderten mit Ungestüm Zahlung. Als der geängstigte Alfred ihnen betheuerte, daß er diese nicht leisten könne, stießen sie die härtesten Drohungen gegen ihn aus, und sprachen von Arrest. Er bat sie, noch eine Zeitlang Geduld zu haben, aber zornig riefen sie ihm zu: daß er nicht glauben müsse, sie wären Kinder; sie würden nun nicht länger von ihm sich am Narrenseile herumführen lassen.

Kaum hatten die Gläubiger Alfreds Zimmer verlassen, als er zum Rector citirt wurde. Er erschien sogleich, mit der Miene eines Verbrechers. Wie sehr erschrack

er, als der Rector ihm ankündigte, daß er binnen vierzehn Tagen seine Schulden bezahlen und das Gymnasium verlassen solle, an welchem man Menschen von seiner Lebensweise durchaus nicht dulden könne.

Niedergeschmettert durch des Rectors Worte, wankte er halbkrank nach seiner Wohnung zurück. Seine ehemaligen Freunde, Böller und Hoch, begegneten ihm. Hämisch lächelten sie ihn an, und Böller äusserte ziemlich laut: Sieh ihn an, wie freundlich er ist! er gleicht der lächelnden Sonne.

Dieser bittre Spott empörte Alfreds Herz; er gerieth in Zorn, sprang zu Böller, und versetzte ihm eine Ohrfeige, daß sogleich das Blut aus seiner Nase strömte. Böller vergalt Gleiches mit Gleichem, Hoch stand ihm bei, und es begann eine Schlägerei, die sich beinahe mit einem Morde ge-

endigt hätte; denn Völler erhielt einen Schlag auf die rechte Schläfe, daß er halbtodt zu Boden sank.

Alfred sah die Nothwendigkeit ein, vom Kampfplatze wegzueilen. Er sprang nach seiner Wohnung, steckte einige Kleinigkeiten zu sich, und eilte davon. Schon stand er in der Thüre, als er sich noch einmal umsah, und auf dem Tische den Brief seines Vaters erblickte. Er sprang zurück und steckte ihn zu sich.

Nichts schien Alfreden gewisser, als daß man ihn, der Schlägerei wegen, gefänglich einziehen werde. Daher suchte er mit rascher Eiligkeit das Freie. Es währte nicht lange, so befand er sich ausserhalb der Mauern der Stadt.

In die Stadt zurückzukehren, schien ihm, aus mehr als einer Ursache, mißlich. Er überlegte lange, und faßte endlich den ju-

gendlich raschen Entschluß, in die weite Welt zu gehen, und der Schmach, die ihm in Niederfels bevorstand, durch eine Flucht nach — America zu entkommen. In dieser verzweifelten Entschließung wurde er noch mehr durch den Brief seines Vaters bestärkt, den er jetzt unter freiem Himmel las.

Der alte von Willingen hatte den von dem Rector der Niederfelser Schule sich erbetenen Bericht über seinen Sohn erhalten, und litt, wie nur immer ein gefühlvoller, zärtlicher Vater bei den Verirrungen eines geliebten Sohnes leiden kann. Unter den größten innern Schmerzen schrieb er an Alfred den Brief. Klagen über getäuschte Erwartungen, herzangreifende Hinweisungen auf das am Grabe der Mutter gethane Versprechen, väterliche Drohungen, die aus lauter Liebe flossen, machten den Inhalt des Briefes aus. Sie zerrissen Alfreds Herz;

in die Erde hätte er sinken mögen vor Schaam und Entsetzen über seine sittliche Verwilderung. Er erschrack bei dem Gedanken, daß der Vater auch seine letzten Auftritte in Niederfels erfahren, und ihn verabscheuen werde, so wie er ihn sonst geliebt hatte.

Alfreden schien nun alles verloren; er selbst war sich zur Last; das Leben dünkte ihm eine Pein, die Erde ein Tartarus. Fliehen, fliehen wollte er so weit als möglich von seiner Heimath weg.

In der nächsten Stadt verkaufte Alfred seine goldene Uhr, und schlug den Weg nach Hamburg ein. — Die starken Fußreisen ermatteten ihn, und Ermattung brachte bei ihm einen hohen Grad von Unentschlossenheit und Kleinmuth hervor, was besonders fast jeden Abend der Fall war. Sein Schlaf war unruhig; böse Träume ängstigten ihn. Oft trat das Bild seiner Mutter vor seine

Seele, noch öfter gedachte er des Versprechens, das er an ihrem Grabe in einer feierlichen Abendstunde gethan hätte; ihre Worte: „Mein geliebter Alfred, höre meine letzte Bitte, und vergiß sie nie: mache deinem Vater Freude und wandle auf Gottes Wegen“ ertönten zu seinem Entsetzen fast täglich in seiner Seele. Ach, die zärtliche, treffliche Mutter hatte sie in ihrer Todesstunde gesprochen; sie waren Alfreden um so heiliger!

Mit zerrissenem Herzen setzte Alfred seine Flucht fort. Für seinen Vater war die Nachricht davon die schrecklichste, die er in seinem Leben vernommen hatte. O Gott! seufzte er, nachdem er sich von der ersten Betäubung etwas erholt hatte, nun sind meine süßesten Freuden, meine schönsten Hoffnungen dahin! O Alfred! Alfred! —

Alle Nachforschungen des Vaters nach dem verirrten Sohne blieben ohne Erfolg. Emanuel von Willingen zog sich nun in die tiefste Einsamkeit zurück, und betrauerte sein Unglück. An Emiliens Grabe sank er oft, durch innere Schmerzen ermattet, nieder, und klagte ihr, der Verewigten, ihren und seinen Verlust.

Unterdeß erreichte Alfred die Gegend, in welcher die Güter seines Vaters lagen. Nur vier Meilen seitwärts lag der gewöhnliche Wohnort der Willingschen Familie. In Alfreds Brust regte sich der mächtige Wunsch, wenigstens den Grabeshügel, der seine Mutter umfaßte, noch einmahl zu sehen, und an demselben ihren Geist um Verzeihung anzuflehen, daß er ihren Erwartungen so wenig entsprochen habe.

Die Abenddämmerung fing an, in nächtliche Finsterniß überzugehen, als er an dem

Garten ankam, und in demselben die Linde erblickte, unter welcher Emilie ruhte. Unruhig pochte sein Herz bei diesem lang entbehrten Anblick; Thränen der kindlichsten Liebe, der edelsten Schaam und Reue stürzten von Alfreds Wangen, und eine innere Stimme rief ihm zu: Noch ist nicht alles verloren; noch kannst du zurückkehren zum Guten, und der Liebe des Vaters und der Mutter würdig werden!

Eine Centnerlast fiel dem reuevollen Sohn bei diesem innern Zurufe vom Herzen; weinend eilte er an den Grabeshügel, und fiel auf seine Kniee, sein tiefer Schmerz lößte sich in Worte auf; er betete, wie er noch nie gebetet hatte, mit einer Theilnahme, mit einer Andacht, wie sie nur bei dem bessern, religiösen Menschen gefunden wird. Er klagte sich großer Verirrungen an, betheuerte aber feierlich, daß er von nun an

wieder den Weg des Guten wandeln, und seiner Mutter, seinem redlichen Vater ähnlich werden wolle.

So vertieft in Klagen und feierlichem Gelübde, bemerkte Alfred nicht, daß ein menschliches Wesen sich ihm genähert hatte. Erst als er sich von demselben berührt fühlte, und die leisen Worte: Bist du es, Alfred? vernahm, ward er aufmerksam.

Bist du es, Alfred? wiederholte die Erscheinung. Jetzt erkannte Alfred die Stimme, und stürzte, mit dem lauten Ausruf: O mein Vater! mein Vater! dem alten Willingen ans väterliche Herz.

Der Vater war es wirklich. Noch an dem Grabeshügel hatte er auf einem Rasensitze den Abend in traurigen Betrachtungen über das Schicksal seines Sohnes zugebracht, und war eingeschlummert. Von dem lauten Gebete des Sohnes geweckt, näherte

er sich leise der Linde, und glaubte die Stimme Alfreds zu erkennen.

Brust an Brust lagen Vater und Sohn einige Augenblicke lang; ihre Thränen flossen; Alfred stürzte auf seine Kniee und bat um Verzeihung. Das väterliche Herz verzieh; Emanuel von Willingen schloß den verlornen, aber glücklich wiedergefundnen Sohn in seine Arme, und dieser erneuerte am Grabeshügel sein gethanes Gelübde, das Gelübde: auf den Weg der Tugend zurückzukehren, und denselben nie wieder zu verlassen.

In Niederfels wurden Alfreds Angelegenheiten ins Reine gebracht, und alle zurückgelassenen Schulden sogleich getilgt. An der Seite des Vaters und eines geschickten Lehrers bildete sich Alfred in dem älterlichen Hause weiter aus, und bezog hierauf die Universität, von der er mit einem reichli-

chen Schatze von Kenntnissen und Einsich-ten und einem wackern, festen Charakter zu-rückkehrte. Nie irrte er wieder von der Bahn des Guten ab. Thätig für das Wohl sei-ner Brüder, bekleidete er mit Ruhm eines der wichtigsten Staatsämter. Im Alter zog er sich auf den Wohnsitz seiner Familie zu-rück, und besuchte oft die Stätte, auf wel-cher Vater und Mutter ruhte. Eines Ta-ges fand man ihn todt am Grabeshügel un-ter der Linde. Ein plötzlicher Schlag hatte seinem gemeinnützigen Leben ein Ende ge-macht. Man begrub ihn an der Aeltern Seite, und so beschattet jene Linde den Ru-heplatz dreier Edlen.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Negerfamilie. . .	9
2.	Die Gefangenschaft. (Fortsetzung.)	22
3.	Andala. (Fortsetzung.) . .	32
4.	Die Trennung. (Fortsetzung.)	46
5.	Der edle Capitain. (Fortsetzung.)	54
6.	Fanny. (Fortsetzung.) . .	65
7.	Die Freuden des Wiedersehens. (Fortsetzung.) . .	77
8.	Lador und Betty. (Fortsetzung.)	92
9.	Das Fest der Genesung. Beschluß.	105
10.	Die Blume des Herzens. An Doris. . . .	125
11.	In Fanny's Stammbuch. .	127
12.	An eine Freundinn. . .	129
13.	Emilie.	131
14.	Die traurige Ueberraschung.	139
15.	Der Geburtstag. . .	165
16.	Das Leben in der Stadt.	173
17.	Nina an den Mond. . .	222
18.	Das neue Jahr. . .	224
19.	Der erste Mai. (Fortsetzung.)	238
20.	Die letzte Stunde. Fortsetzung.)	256
21.	Das Neujahrsgeschenk. (Fortsetzung.) . . .	262
22.	Sophie. (Beschluß.) .	285
23.	Das Glück des Lebens. .	299
24.	Alfred von Willingen, oder der Grabeshügel. . .	308

Druck u. Papier von C. L. Brede in Offenbach.

1. Q.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Theone ein Geschenk für gute Töchter ; zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls ; ein Seitenstück zur Iduna, einem moralischen Unterhaltungsbuche für die weibliche Jugend
Bd.: 2

Frankfurt a. M. (1806)

Paed.pr. 1236-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759811-2